Die
sexuelle Untreue der Frau

Erster Teil:

Die Ehebrecherin

Die sexuelle Untreue der Frau

Erster Teil:

Die Ehebrecherin

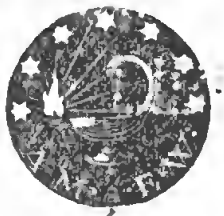
Eine sozial-medizinische Studie

von

Universitätsprofessor Dr. E. Heinrich Kisch
k. k. Regierungsrat

Dritte, vermehrte Auflage

7.—12. Tausend



1918

A. Marcus & E. Weber's Verlag Bonn

G.C.

main

401076

HQ73
.K6
pt.1

Nachdruck verboten.
Alle Rechte, besonders das der Übersetzung in fremde Sprachen, vorbehalten.
Copyright by A. Marcus & E. Webers Verlag (Dr. jur. Albert Ahn) in Bonn 1918.

LIBRARY

Druck: Otto Wigand'sche Buchdruckerei G. m. b. H., Leipzig.

Vorrede zur ersten Auflage.

Die eheliche Treue der Frau ist, um ein Goethesches Wort zu gebrauchen, „der Anfang und Gipfel aller Kultur", von ragender Bedeutung für den sittlichen Aufbau der Familie, für die glückliche Entwicklung der Gesellschaft, für die gedeihliche Wohlfahrt des Volkstums, für die reine Wahrung der Rasse — von lebenspendender Wichtigkeit für den einzelnen wie für die Gesamtheit. Grund genug, daß ihre Negation, die Geschlechtsuntreue der Ehefrau, das Interesse des Arztes und Sozialisten, des Staatsmannes und Rechtsgelehrten, des Geistlichen und Biologen in hohem Maße in Anspruch nimmt.

Eine große, über fünf Dezennien sich erstreckende internationale Frauenpraxis hat mir nicht nur eine Fülle fachärztlicher Beobachtungen gebracht (deren Ergebnisse ich in meinem Buche „Das Geschlechtsleben des Weibes in physiologischer, pathologischer und hygienischer Beziehung", dritte, vermehrte Auflage, Urban & Schwarzenberg 1917, niederlegte), sondern auch tiefe Einblicke in die allgemein menschlichen Vorgänge hinter den Kulissen der Ehe gewährt. Auf Grundlage dieser meiner Lebenserfahrungen, wie auf Basis physiologischer und psychologischer Forschungen der Gegenwart, will ich in den folgenden Blättern ein

bestimmtes Bild der ehebrecherischen Frau zu formen versuchen.

Ich strebe, die Motive und den Werdegang der weiblichen Geschlechtsuntreue in ihrer merkwürdigen Verschlingung, vom gedanklichen Liebessehnen bis zur fleischlichen Tat des Ehebruches zu erforschen, den Zusammenhang des letzteren mit der angeborenen Keimanlage der Frau, mit der Beschaffenheit des heimständigen Bodens, mit der Eigentümlichkeit der erworbenen Umwelt der Ehegattin darzutun, aber auch die überwältigend häufige Schuld des Mannes an dem Fehltritte der eigenen Frau zu erweisen, die tieferen Ursachen des moralischen Niederganges der Ehe der Gegenwartszeit zu ergründen.

Überraschende Aufschlüsse, erstaunliche Aufklärungen erhält der Forscher, dem es geglückt ist, nicht bloß die hellen Flammen vulkanischen Ausbruches weiblicher Geschlechtsgier hoch auflohen zu sehen, sondern auch die im Inneren der Sexualvorgänge des Weibes waltenden und zündenden machtvollen Elementarkräfte an der Arbeit zu beobachten. Und die Erkenntnis aus dem eigenen Erleben, aus dem wissenschaftlichen Ergründen, wie aus dem historischen Betrachten ist zumeist der Wahrspruch: „Alles begreifen, heißt alles verzeihen."

Marienbad, im Kriegssommer 1916.

Der Verfasser.

Inhalt.

Seite

I. Die geschlechtliche Untreue der Frau: Sexueller Treubruch. — Ehebrecherische Präludien. — Sittliche Wertung und Strafbarkeit der Untreue im Laufe der Zeiten. — Einfluß der Kultur. — Strafgesetze 1

II. Die Kausalität der Geschlechtsuntreue der Frau: Der weibliche Geschlechtstrieb, seine Anreizungen und Hemmungen. — Die Außenwelt und innere Reize. — Das Schwanken der Reizgröße. — Persönlichkeit des fremden Mannes, seine physischen und Geistesqualitäten. — Anziehung durch Gegensätzlichkeit, Abwechselung und Eitelkeit. — Die Macht der Gelegenheit. — Steigerung der Reizungen durch Kultur- und Gesellschaftsverhältnisse. — Beeinflussung und Hemmung der Willenskraft und weibliche Tugend. — Abhängigkeit von bestimmten Vorgängen im Genitale des Weibes 25

III. Phänomene des weiblichen Ehebruches: Geringere Entwicklung des sexuellen Triebes beim Weibe. — Unterschiede zwischen weiblichem und männlichem Geschlechtstriebe. — Anatomische, physiologische und psychologische Differenzierung. — Seelische Liebe und Geschlechtsakt. — Ehebruch oder Treue. — Verschiedene Typen ehebrecherischer Frauen 73

IV. Der Muttertypus und die kinderlose Frau: Der mütterliche Typus in der Ehe. — Das reine Weib. — Die deutsche Hausfrau. — Beständigkeit in der Treue. — Die Führung des Gatten. — Der Ehebruch durch Verschulden des Gatten. — Die kinderlose Frau 97

V. Die degenerierte Frau und der Ehebruch: Ererbte und erworbene Entartung der Frau. — Die Eheflüge der Dekadentin. — Die Ehebrecherinnen der Plutokratie. — Das dämonische Weib. — Der Messalinentypus und seine Pathologie 135

VI. Die Wahlverwandtschaft als Motiv geschlechtlicher Untreue: Die „unverstandene" Frau und ihre Affinität zum fremden Manne. — Die Goethesche Wahlverwandtschaft. — Anatomische und physiologische Motivierung in der Genitalsphäre . 155

VII. Die emanzipierte Frau und ihre Untreue: Emanzipation der Frau. — Die in der Liebe frei Wählende. — Die im Berufe stehende Frau ohne Geschlechtsbetonung. — Die geniale Frau. — Ehe unter Kollegen. — Die kokette Frau 175

VIII. Schlußwort und Rückblick: Die Gegenwartsverhältnisse als günstiger Nährboden der ehelichen Untreue der Frau. — Ein sittlicher Umschwung durch den Krieg und seine Folgen, eine mächtige Weckung des Treusinnes zu erwarten 197

I.

Die geschlechtliche Untreue der Frau

Sexueller Treubruch. — Ehebrecherische Präludien. — Sittliche Wertung und Strafbarkeit der weiblichen Untreue im Laufe der Zeiten. — Einfluß der Kultur. — Strafgesetze.

Die geschlechtliche Untreue der Frau

Die Ehe ist die innigste Verbindung von Mann und Weib, in welcher sich diese vor der Gesellschaft und Öffentlichkeit als Eins erklären in Freud und Leid, ihr Geschick unzertrennlich voneinander zu tragen und sich fortzupflanzen in ihren Kindern.

Es ist dieser Bund der natürlichste und sittlichste, denn er beruht auf der Befriedigung des stärksten körperlichen Triebes und auf der Erfüllung der höchsten seelischen Zuneigungen. Er bringt durch Verknüpfung der beiderseitigen Interessen und Existenzmöglichkeiten den Ehegenossen den größten materiellen Nutzen und die innigste Geistesgemeinschaft. Die Ehe vereinigt aber auch in sich das Höchste und das Niedrigste, das Edelste und das Gemeinste, was Menschen einander sein und bieten können. Sie vermag uns in den Himmel zu heben oder in die Hölle zu stürzen. Sie kann das Süßeste sein oder das Bitterste werden, was das Leben uns schenkt. Und in ihrem Mittelpunkte steht das große Rätsel, die Frau mit dem Engelsantlitze segenspendend, oder mit dem Schlangenhaupte alle Leidenschaften furienpeitschend, als Krone des Familienheiligtums oder als Quell der Schmach bis in die kommenden Geschlechter, als Siegerin der Mütterlichkeit oder als Sklavin der Sinnlichkeit.

Ein österreichischer Kirchenfürst äußerte sich jüngstens im vertraulichen Gespräche zu mir: „Ich war kein unerfahrener Junge, als ich das Gelübde ablegte und war mir aller Kon-

sequenzen des Zölibates bewußt, aber ich fühle doch immer tiefer das mir durch die Ehelosigkeit aufgelegte Weh, einen wahren Freund, einen aufrichtigen Genossen meiner Freuden und Sorgen, einen opferbereiten Helfer und Tröster entbehren zu müssen, denn nur in der Ehe vermag eine Frau dies zu bieten."

Beide Ehegatten leben unter demselben Dache, nähren sich in gleicher Weise und erstreben für sich und ihre Kinder ein identisches Wohlbefinden. Religion und Ethik, soziale Empfindung und staatliche Fürsorge erklären die Ehe für heilig und unverletzlich. Mit Recht betont Fichte, daß „gar keine Verbindung zwischen Personen beiden Geschlechtes zur Befriedigung ihres Triebes moralisch möglich sei, außer der einer vollkommenen und unzertrennlichen Ehe".

Die eheliche Treue beider Gatten bleibt das wahre, aber in Wirklichkeit doch nur seltene Ideal. Nur durch solche beiderseitige Treue wird die sexuelle Gesundheit von Mann und Weib gesichert, die Legitimität der Kinder gewahrt und das tiefe gegenseitige Vertrauen in der Ehe verankert. Dennoch sind unsere Frauenrechtlerinnen in einem großen Irrtume befangen, wenn sie aus der Untreue des Mannes das Recht des geschlechtlichen Treubruches für die Frau ableiten. Dazu sind die Rollen der beiden Gatten im sexuellen Akte zu verschieden. Der Mann kann in der Ehe Seitensprünge machen, ohne daß die Folgen derselben tief eingreifend sein müssen, er kann jeden Augenblick reuige Buße tun, ohne daß der angerichtete Schade nicht gut zu machen wäre. Die Untreue der Frau vergiftet die Seele derselben für immer, erschüttert die Grundlage der Harmonie zwischen Mutter und Kindern, stellt die Legitimität der

letzteren in Frage und bringt einen unheilbaren Riß in das Familienleben.

In Arthur Schnitzlers Roman „Frau Berta Garlan" heißt es: „Und sie ahnte das ungeheure Unrecht in der Welt, daß die Sehnsucht nach Wonne ebenso in die Frau gelegt ward als in den Mann, und daß es bei den Frauen Sünde wird und Sühne fordert, wenn die Sehnsucht nach Wonne nicht zugleich die Sehnsucht nach dem Kinde ist."

Dieser Unterschied ist vielleicht bedauerlich, ist auch wohl ungerecht, aber er besteht tatsächlich und ist in der Einrichtung der Natur und in der kulturellen Entwicklung begründet. „Es ist eine nicht zu leugnende Tatsache," sagt Kemmerich, „daß der Mann polygamisch veranlagt ist. Die Natur gewährt ihm die Möglichkeit, mit Leichtigkeit hundert Kinder im Jahre zu erzeugen, gegenüber dem einzigen der Frau. Er hat keine Schonzeit, muß aber auf die der einzigen Gattin natürlich Rücksicht nehmen. Alle diese Umstände lassen den Ehebruch des Mannes viel leichter beurteilen, als den der Frau. Was für ihn eine kleine Entgleisung ist, über die er vielleicht gedankenlos zur Tagesordnung übergeht, ist für jene ein tiefer Fall."

Als sexuellen Treubruch des durch die Ehe an einen Mann gebundenen Weibes, also Ehebruch bezeichnet Volkssitte und Strafgesetz der Gegenwart den fleischlichen Verkehr, die Ausübung des Beischlafes mit einer anderen männlichen Person als mit dem eigenen Gatten. Diese scharf umschriebene Begriffsbestimmung ist sicher vom strafrechtlichen wie vom anatomischen Standpunkte gerecht-

fertigt; sie deckt sich jedoch nicht mit einer feineren biologischen und psychologischen Anschauung von Liebe, Geschlechtstrieb und ehelicher Treue.

Der erstbezeichnete Standpunkt sieht nur auf die geschlechtliche Schlußhandlung hin, während unter dem zweiten Gesichtswinkel schon gewisse Äußerungen der sexuellen Triebe im Umgange der Frau mit dem fremden Manne, die Präludien der eigentlichen sexuellen Tat, fallen.

Die echte, wahre weibliche Treue in der Ehe ist die als Pflicht empfundene körperliche und seelische Anhänglichkeit an den Gatten, welche die Nötigung umfaßt, den Anreizungen auch nur zu der geringsten geschlechtlichen Annäherung an einen anderen Mann energisch zu widerstehen. Das Liebessehnen der echten treuen Gattin darf nur auf den einen, den eigenen Mann gerichtet, die Sinneslust nur in diesem Manne geschlossen sein. Ein engbegrenztes, sorgsam behütetes, mit Liebe gehegtes Gebiet für den Lebensinhalt der sinnlichen Freuden der Frau. Principiis obsta! Den Anfängen widerstehe! Diese Pflicht verlangt eine Verehrung und Heiligung des Begriffes der Ehe, vor welcher alle Reizungen und Empfindungen verstummen müssen, welche in ihrer Steigerung zu einer sexuellen Handlung außerhalb des ehelichen Bandes führen können. Das Bewußtsein jener Pflicht muß demgemäß eigentlich alles als Untreue betrachten, was in Gedanken und Vorstellung, und nicht nur erst bei Umsetzung in die Tat, der weiblichen Tugend als Hauptstütze der ehelichen Gemeinschaft widerspricht. Die sittliche Vernunft und der ethische Wille müssen die wachenden Hüter der Treue der Frau sein.

Nicht nur der Verſuchung zur Untreue in Wirklichkeit widerſtehen, ſondern jeder Gelegenheit zu ſolcher Verführung in ſtrenger Selbſtzucht aus dem Wege gehen, die Sinne vor jedem Angriffe zu wahren, das iſt die wahre Frauentreue in ihrer weiteſten, über das grob Materielle hinausgehenden Bedeutung.

Der echt ſittliche Treubegriff im Geſchlechtsleben wird ſchon im Unterbewußtſein, ſo lange der auf den ſexuellen Trieb zielende Reiz noch nicht als ſolcher zum Selbſterkennen der Frau gelangt, durch ablenkende gedankliche Abirrungen und ſpieleriſche Phantaſiegebilde des Weibes in bezug auf den Mann verletzt, ein „geiſtiger Ehebruch". Goethe ſchildert dieſen bei Eduard und Charlotte in den „Wahlverwandtſchaften" als ein Vergehen ebenſo ſchwer und unſittlich, wie den tatſächlichen Ehebruch. „Dem Eduard ſchien am anderen Morgen, als er an dem Buſen ſeiner Frau erwachte, die Sonne ein Verbrechen zu beleuchten."

Die Herzenstreue eines Käthchen von Heilbronn, das Ideal deutſchen Treugefühls des Weibes und ſeiner Hingabe an den Einzigen, Geliebten: „Mein hoher Herr, hier lieg' ich dir zu Füßen, gewärtig deſſen, was du mir verhängſt" (Kleiſt), hat keinen Raum in ihrem Gedankenkreiſe für das Sehnen nach einem anderen.

Über die bloße Gedankenwelt hinaus und weit eindringlicher ſchon in den materiellen Begriff der geſchlechtlichen Untreue ſind die dem vollen Bewußtſein unterworfenen erſten Grade ſinnlichen Begehrens durch ſchmeichelnd taſtendes Berühren der Hände, Arme und anderer nicht geradezu „verbotener" Körperbezirke,

welcher Kontakt zwiſchen beiden Geſchlechtern ſchon intenſivere Luſtgefühle ſexueller Art hervorruft. Den Übergang zur eigentlichen Geſchlechtstat bildet die Umarmung von Mann und Frau, Bruſt an Bruſt ſich drückend, die innige Berührung der beiderſeitigen, überaus gefäß- und nervenreichen Schleimhäute des Mundes, der erotiſche, „lange verweilende“ (Schiller), ſinnlich berauſchende Kuß.

Der Kuß der Liebe zwiſchen Mann und Weib, von dem es ſchon im Hohenliede Salomonis heißt: „Er küßte mich mit dem Kuſſe ſeines Mundes.“ Die gierig rauſchenden Glutküſſe, wie ſie die Dichter aller Zeiten und Völker beſingen, die heißen Küſſe des Mannes, die nicht bloß dem Munde, ſondern auch der Bruſt, dem Nacken, den entblößten Armen der Frau gelten.

Solcher Kuß iſt mehr als bloßes „Symbol“ der Geſchlechtsvereinigung, er bedeutet das Sehnen nach vollem Beſitzergreifen der geküßten Perſon, er iſt noch mehr, er iſt ſchon der erſte Schritt zu dieſem körperlichen Erobern. Und der römiſche Epigrammatiſt Martial hat Recht mit ſeinem Ausſpruche: Quae dedit osculum, non minus debit (Die einen Kuß ſchenkte, wird noch mehr gewähren); ſowie an einer anderen Stelle: Oscula qui sumpsit, si non et caetera sumet — haec quoque, quae data sunt, perdere dignus erit (Wer, wenn den Kuß er genommen, nicht auch noch anderes hinzunimmt, iſt unwürdig gewiß der erhaltenen Gunſt). Umarmung und Kuß vermögen auf phyſiologiſchem Wege die ganze Auslöſung der Wolluſtempfindung, die vollſtändige Entladung des Geſchlechtstriebes, die nahezu reſtloſe ſexuelle Befriedigung zu gewähren. „Selige Liebe küßt auf den Mund“ (Grill-

parzer). In „Amour“ sagt Voltaire über die Liebe des Menschen: „Kein Tier außer dir kennt die wechselseitige Umarmung. Besonders deine Lippen genießen eine Wollust, die nichts erschöpft, und dieser Genuß ist das besondere Vorrecht deiner Gattung.“

In Shakespeares Othello erzählt Jago: „Sie kamen sich so nah mit ihren Lippen, daß ihre Atem einander küßten. Das sind arge Gedanken. Wo dergleichen Vertraulichkeiten den Weg bahnen, da folgt gleich darauf das Haupt- und Meisterstück, die fleischliche Katastrophe.“ Und in ihrem bekannten Journal bekundet die russische Emanzipierte, Marie Baschkirtseff, die wollüstige Bedeutung des Kusses, wenn sie verzeichnet: „Mein Gott, wie konnte ich ihm das Gesicht küssen? Ich zuerst? Wahnsinnige, verruchtes Geschöpf. Ach, ich zittere und weine vor Wut. Schimpflich, verworfen! Ich ersticke vor Wut und Scham.“ In von Lohnsteins Agrippina spricht die schamlose, unnatürliche Mutter: „Die Brust, die du so oft geküßt hast, säugte dich! Was hat nun Brust und Schoß für Unterschied in sich.“ Ovid singt von den erotischen Küssen der alten Römer. Ein solcher Kuß wurde von dem Liebhaber auf die Schulter der Geliebten mit solcher sinnlichen Gier gegeben, daß man die Spur der Zähne noch am anderen Tage sah.

Die Frau, welche es gestattet, daß der fremde Mann sie küßt, kommt leicht danach zu dem Ausspruche der Königstochter Goneril (in Shakespeares Lear), nachdem sie Edmund heiß geküßt hat: Welch ein Unterschied ist zwischen Mann und Mann! Ja, dir gebührt des Weibes Gunst; mein Narr von Ehgemahl maßt sich mein Lager an.“

Eine durch die modernen gesellschaftlichen Verhältnisse überaus begünstigte präambulatorische Reizaktion, welche zum Ehebruche führen kann und führt, ist der Flirt, die kulturell ausgestattete, kokette, dauernde Annäherung der Frau und des fremden Mannes, die geistig und körperlich anreizende intimere Unterhaltung der beiden. Es ist auch in der zartesten äußeren Bekundung, in der feinsten unauffälligsten Umgangsform, im Einhalten gesellschaftlichen Taktes und scheinbaren Respektes vor Frauenwürde, dieses Flirten dennoch eine Auslösung der geschlechtlichen Lustgier durch kennzeichnende Blicke, durch schlüpfrige Andeutungen, unkeusche Redensarten, zweideutige Witze, oder weiter vorschreitend durch gewolltes Anstreifen der Kleider und Körper, durch Bewegen und Gehaben, welches die eigene Lust und Gier deutlich bekundet und die Lustteilnahme des Partners anregt. Der Flirt führt im weiteren Anschwellen unvermeidlich zu Umarmungen und Küssen, Liebkosungen und Liebesspielen, zu verbotenen gegenseitigen unsittlichen Berührungen. Ja nach dem Feuer des Temperamentes, der Glut des Geschlechtstriebes, der Intensität der gebotenen Gelegenheit überspringt der Flirt auch die letzte Schranke und endet brutal mit dem ganz restlosen fleischlichen Mischakte.

Mit den sinnlichen Präludien, Kuß und Flirt, ist aber noch nicht die straffällige Tat des Ehebruches gegeben, wohl aber muß Umarmung und Kuß, wie lüsternes Betasten und sinnliche Zärtlichkeit, welche eine verehelichte Frau dem fremden Manne als Liebeszeichen gestattet, physiologisch und ethisch, wenngleich nicht immer nach den kulturellen Gesellschaftsbegriffen, als eine Verletzung der ehelichen Treue im wahren Sinne betrachtet werden.

Im Simpliziſſimus von Grimmelshauſen heißt es: „Was Ehebrechen; ich bin darum kein Ehebrecher, wenn ich ſchon dieſe Ehe ein wenig gebogen habe.“ Und Nietzſche ſagt: „Wohl habe ich die Ehe gebrochen, aber zuerſt hat die Ehe mich gebrochen.“ Hingegen kommt hier der Ausſpruch des Evangeliſten Lukas in Betracht: „Wer im Geringſten treu iſt, der iſt auch im Großen treu.“ Die altrömiſchen Frauen verehrten die Bona Dea als Ideal der Treue, weil ſie während ihres Erdenwandels niemals einem fremden Manne ins Geſicht ſah und den Namen keines anderen Mannes kannte, als den ihres Gatten.

Sowohl die ſittliche Wertung der Untreue der Frau, wie die Strafbarkeit dieſes geſchlechtlichen Vergehens ſind äußerſt ſchwankend im hiſtoriſchen Laufe der Menſchheit. Wechſelnd nach der zwingenden Macht göttlicher Gebote und ſtaatlicher Gewalten. Abhängig von den religiöſen Überlieferungen der Dogmen jüdiſcher und chriſtlicher Kirchen bis zum modernen Monismus. Sich ändernd mit den kulturellen Begriffen von Keuſchheit, geſchlechtlicher Sittlichkeit und Zucht, mit der ſozialen Entwicklung der perſönlichen Freiheit und der geſellſchaftlichen Forderungen. Umgeſtaltet durch die verfeinerten Bedürfniſſe des Liebeslebens und die Einſchätzung der erotiſchen Individualität. Beherrſcht von dem gewaltigen Gefühle der Mutterſchaft, wie von der Furcht vor Einmiſchung fremden Blutes in die eigene Raſſe und ganz beſonders von der Fülle der Energien, die in der Ehe zur Geltung gelangen.

In der Promiskuität der Naturvölker, in der Männer- und Weibergemeinſchaft der Wilden, deren regel-

401076

loſer Geſchlechtsverkehr ſich nur nach ausbrechender Gier und bietender Gelegenheit zur Befriedigung richtete, iſt die geſchlechtliche Treue der Frau naturgemäß kein faßbarer Begriff. Dieſer entwickelt ſich erſt bei den Kulturvölkern, langſam herauswachſend, aus der fortſchreitenden Schätzung der Frau als Sache, Beſitz, Eigentum, als Mittel zur Fortpflanzung, als Mutter der Kinder, als Gattin und geliebte Kameradin. „Gegen die Sexualität," ſchreibt E. Lucka, „die nicht auf dem Verhältniſſe zwiſchen Mann und Frau, ſondern auf der Vereinigung von Männlichkeit und Weiblichkeit beruhte, erhoben ſich in dem Augenblicke Widerſtände, als es Menſchen gab, die anfingen, ſich als abgeſchloſſene Individuen zu fühlen. Solange die Ähnlichkeit zwiſchen den Stammesgenoſſen ſo groß war, daß ſie alle individuellen Unterſchiede bis zur Gleichförmigkeit überbrückte, lag kein Grund vor, beim Geſchlechtsverkehr zu wählen."

Mit der feſteren Geſtaltung des Begriffes der geſchlechtlichen Treue des Weibes aus dem Nebelhaften, geht auch das Feſtſetzen der Forderung nach Einhalten dieſes Gebotes einher, zugleich auch die Androhung und der Vollzug der Strafe wegen Übertretung desſelben. Dieſe kulturelle Tat, die Strafbarkeit des Ehebruches der Frau, formt ſich in mannigfaltiger charakteriſtiſcher Geſtaltung durch den dahinfließenden Strom ſittlicher Ideen. Die Geſchichte der Beſtrafung der geſchlechtlichen Untreue der Frau iſt nur ein kleiner, aber kennzeichnender Ausſchnitt aus der Geſchichte der Menſchheit, ihrer allgemeinen Kultur und öffentlichen Moral, aus der Lehre von der Beeinfluſſung dieſer Werte durch religiöſe, dogmatiſche, äſthetiſche und ökonomiſche Energien.

Vorerſt wird der Ehebruch der Frau nur als ein Eingriff in den Beſitz des Herrn, als eine Verletzung des Vermögensrechtes desſelben angeſehen, und ſpäter, viel ſpäter, als eine Sittenverletzung, als eine Verſündigung an der Inſtitution der Ehe, an der Heiligkeit dieſes Sakramentes. Und ſo war im Beginn dieſer kulturellen Geſtaltung (auch noch im deutſchen Volksrechte) nur die Frau die Schuldige, wenn ſie mit einem anderen Manne geſchlechtlich verkehrte, nur ſie durfte ſich keinem anderen hingeben, nur ſie konnte beſchuldigt werden, die eigene Ehe zu brechen, nicht der Mann.

Zunächſt war auch der in ſeinem Beſitzrechte oder auch in ſeiner Ehre verletzte Gatte der alleinige Richter über das begangene Vergehen der Frau. Er ſtieß die Schuldige aus der ehelichen Gemeinſchaft, trieb ſie aus ſeinem Hauſe, er mißhandelte ſie, ja er tötete ſie. Erſt mit der Regelung der öffentlichen Verhältniſſe behielt ſich die ſtaatliche Gewalt die Beſtrafung der ehebrecheriſchen Frau vor. Die Strafe ſelbſt war in ihrem Ausmaße außerordentlich verſchieden, nach dem jeweiligen Vorherrſchen der Anſchauungen von der Sexualität und von der Stellung der Frau und des Mannes zu derſelben: unnachſichtlich hart, erbittert ſtrenge, oder milde verzeihend, oder entfiel gänzlich.

Bei einigen Völkern wurde der Ehebruch als ein Verbrechen angeſehen, das nur mit dem Tode gebüßt werden kann, bei anderen wurde eine Tracht Prügel als ausreichende Beſtrafung der Frau erachtet. Bei manchen wurde Geldbuße für genügende Strafe gehalten. Bei einigen wird den ehebrecheriſchen Frauen für immer verboten, ſich mit ſchönen Kleidern zu ſchmücken, und wiederum bei anderen

gilt der eheliche Treubruch von so geringer Bedeutung, daß auf ihn gar keine Strafe gesetzt wird. So war es in alter und neuer Zeit und so bleibt es mutatis mutandis auch in der Gegenwart.

Im Gesetzbuche des Manu im alten Indien wird der Ehebruch des Weibes mit harter Strafe geahndet. Bei den alten Hebräern, denen die Zehn Gebote „Du sollst nicht ehebrechen!“ zuriefen, wurde die treubrüchige Frau zu Tode gesteinigt, „Wer die Ehe bricht mit jemands Weibe, der soll des Todes sterben. Beide: Ehebrecher und Ehebrecherin.“ 3. Buch Mosis. Aber schon Jesus sagte den Pharisäern, als sie ihm die Ehebrecherin vorführten und auf Mosis Steinigungsstrafe hinwiesen: „Wer unter euch ohne Sünde ist, der werfe den ersten Stein auf sie.“ Bei den alten Ägyptern war der Ehebruch von seiten der freien Frau ein Verbrechen, das gesetzlich mit Abschneiden der Nase bestraft wurde. Bei den alten Germanen stand dem Gatten das Tötungs-, Züchtigungs- und Verkaufsrecht der ungetreuen Frau zu. „Mit abgeschnittenen Haaren,“ so schreibt Tacitus von den Germanen, „jagt der Mann die ehebrecherische Frau nackt vor den Verwandten aus dem Orte, denn verletzte Sittsamkeit findet keine Nachsicht. Weder durch Schönheit, noch durch Jugend oder Reichtum findet solche Frau einen Mann.“ Die Lacedämonier betrachteten den Ehebruch des Weibes nicht als strafbar und dasselbe Prinzip vertraten die Gesetze des Lykurgus, welcher aus bevölkerungspolitischen Gründen Gemeinsamkeit des Weiberbesitzes gestattete. Erst in späterer Zeit straften die Spartaner den Ehebruch der Frau als schweres Verbrechen. Solon hielt die öffentliche Verachtung für die

größte Strafe der treuloſen Frau; dieſe durfte man im damaligen Athen allenthalben beſchimpfen und mißhandeln; der Mann hatte das Recht, ſie zu töten. In anderen Teilen des alten Griechenlands wurden der Schuldigen die Haare ausgeriſſen.

Nach dem Solonſchen Geſetze büßte die Ehebrecherin den Frevel mit ihrer Freiheit oder ihrem Leben; der Mann konnte ſie als Sklavin verkaufen oder töten. Demoſthenes ſagte von dem Verhältniſſe der Männer zu den Frauen Athens: „Wir heiraten das Weib, um eheliche Kinder zu erhalten und im Hauſe eine treue Wächterin zu haben, wir halten Beiſchläferinnen zu unſerer Bedienung und Pflege, die Hetären zum Liebesgenuſſe.“ Der Staat, den Plato verlangt, fordert, daß die Frau dem Manne ergeben ſei, läßt dabei jedoch Frauengemeinſchaft und Kindererzeugung durch Zuchtwahl zu.

Bei den alten Römern, bei denen ſchon das Geſetz des Romulus die Ehebrecherin hart beſtrafte, konnte unter den Patriziern der Gatte ſeine des Treubruches verdächtige Frau vor ein von ihm berufenes häusliches Tribunal laden, ſie verurteilen und verſtoßen. In flagranti durfte er die Ungetreue ſogar töten. Der Plebejer, in ſeinem Gattenrechte verletzt, konnte die Schuldige aus ſeinem Hauſe jagen und den Athleten zur Schändung preisgeben. Unter Auguſtus votierte der Römiſche Senat folgende Strafen für die Ehebrecherin: Die Ausweiſung, die Einziehung eines Dritteiles ihres Beſitzes für den Staat, den Verluſt ihrer Mitgift; aber töten durfte der Gatte ſie nicht. Auguſtus ließ jedoch ſeine Tochter Julia, welche des Ehebruches mit Ovid ſchuldig war, hinrichten. Die ſittenloſen

römiſchen Frauen dieſer Zeit ſuchten ſich den ſtrengen Strafen, welche die Geſetze auf den weiblichen Ehebruch ſetzten, dadurch zu entziehen, daß ſie, die Gattinnen, ſich in die Regiſter der Ädilen eintragen ließen, denen die Überwachung der Proſtitution und der öffentlichen Frauenhäuſer zukam.

Das Chriſtentum, welches im allgemeinen die Frau auf eine höhere Stufe der Schätzung hob, beſtrafte die weibliche Untreue ſtrenge, ſchon unter Konſtantin und Juſtinianus. Juſtinian beſtimmte auch als Kirchenſtrafe für den Ehebruch der Frau, daß die Ehebrecherin auf Lebenszeit in ein Kloſter verwieſen werde, wo ſie in einer, von jener der Nonnen verſchiedenen Kleidung in beſonderen Bußanſtalten verweilen mußte. Das Chriſtentum ging eben, während bis dahin das Römiſche Recht den Ehebruch als Verletzung des ſtaatlichen Inſtitutes der Ehegemeinſamkeit ahndete, von dem in dem Alten Teſtament feſtgeſetzten göttlichen Verbote „Du ſollſt nicht ehebrechen“ aus und beſtrafte das Vergehen als eine Verletzung des göttlichen, heiligen Sakramentes der Ehe. Die Strafen, welche die Kirche verhängte, beſtanden in Auferlegen von Bußen, Faſten, Kaſteiungen, Gebeten uſw. Doch trat im Laufe der nächſten Jahrhunderte dieſe ſtrenge, religiöſe Strafanſchauung mehr in den Hintergrund.

In der mittelalterlichen Welt machte ſich die allgemeine Verrohung der Sitten auch auf dem Gebiete des Geſchlechtslebens geltend, und der eiſerne Keuſchheitsgürtel, welchen der abreiſende Ritter an dem Genitale ſeiner Gattin verſchloß, zeigt ſymptomatiſch den niedrigen Zwang, welchen die Herren-

gewalt damals ausüben zu müſſen glaubte, um die weibliche Untreue zu verhüten. In dem Zeitalter des Rittertums und der Romantik übten wechſelnd die „edle Minne“, ſpiritualiſtiſche Liebe und ſinnliche Frivolität ihren Einfluß auf Duldung, Begünſtigung und Beſtrafung der Untreue der Gattin. Die katholiſchen Geiſtlichen ſchilderten die Strafen der Hölle für das ehebrecheriſche Weib und auch nach der Reformation ſtellten die proteſtantiſchen Seelſorger eine ſolche ſündige Gattin als verabſcheuungswürdiges Beiſpiel der Schlechtigkeit an den Pranger.

Shakeſpeares Lear aber ſagt:

„Dem ſchenk ich's Leben: Was war ſein Vergehen?
Ehbruch —
Du ſollſt nicht ſterben; ſterben um Ehbruch? Nein:
Der Zeiſig tut's, die kleine goldne Fliege
Buhlt unter meinen Augen.“

Im ſiebzehnten Jahrhunderte, wo, unter der Regentſchaft, Unſittlichkeit und Treuloſigkeit in den höchſten Kreiſen der franzöſiſchen Geſellſchaft Triumphe feierten, galt der Ehebruch geradezu als ſtraflos. Charakteriſtiſch iſt der Ausſpruch eines liederlichen Abbé und Dichters jener Epoche:

„La douce erreur ne s'appelloit pas crime,
Les vices délicats s'appelloient des plaisirs.“

Und in der Revolutionszeit des achtzehnten Jahrhunderts gaben die St. Simoniſten dieſen Anſchauungen den prägnanteſten Ausdruck durch Einführung der Weibergemeinſamkeit.

Das franzöſiſche Beiſpiel fand in Deutſchland viel Beifall, Anklang und Nachahmung in den höheren Kreiſen

der Gesellschaft, wie in Bürgerkreisen, bis in das neunzehnte Jahrhundert hinein, in welchem die berühmten Französinnen Madame de Staël und George Sand die Sinnlichkeit des Liebesgenusses verherrlichten, die Romantiker eine der sexuellen Moral gefährliche Lebensphilosophie kündeten, Schlegels „Lucinde" und Goethes „Wahlverwandtschaften" tief in die Volksseele eingreifende poetisch-literarische Ereignisse waren.

Mächtig gestalteten sich dann nach den Freiheitsstürmen der französischen Revolution und der deutschen Aufstandsbewegung des Jahres 1848 die bis in die Gegenwart reichenden Einflüsse der Frauenrechtsbestrebungen auf die eheliche Treue des Weibes. Die sprunghaft wechselnden und gegensätzlichen Forderungen der Emanzipierten: Die Beanspruchung, sich gleich dem Manne geschlechtlich „ausleben" zu dürfen, und dann wieder der Ruf nach sexueller Reinheit und Unberührtheit des Mannes in gleichem Ausmaß wie der Frau vor der Ehe, das Verlangen nach Unterwerfung der weiblichen Fruchtbarkeit unter die eigene Willkür, die Konstruierung des „dritten Geschlechtes", das Verlangen nach Mutterschaft ohne Ehe, der gewaltige Schrei nach dem Kinde und wiederum das Streben nach ehelicher Gemeinschaft ohne Kind. — — —

In den Strafgesetzen der Gegenwart wird die Verletzung der ehelichen Treue „durch außerehelichen Beischlaf seitens eines der beiden Ehegatten mit einer dritten Person" als Ehebruch geahndet. Nach Römischem Rechte wurde nur der Ehebruch der Frau und der geschlechtliche Verkehr des verheirateten Mannes mit einer anderen verheirateten Frau bestraft. Auch im Deutschen Rechte herrschte die An-

schauung, daß der Ehebruch nur von der verheirateten Frau mit ihrem Liebhaber begangen werde; später wurde der Ehemann strafrechtlich gleichgestellt. In den meisten strafrechtlichen Bestimmungen wird der Ehebruch als Antragsdelikt behandelt, das heißt als ein Vergehen, welches nur auf Antrag des beleidigten Gatten bestraft wird. Es wird auf Freiheitsstrafe oder Geldbuße erkannt. In manchen Bestimmungen wird der Ehegatte oder die Ehegattin, welche schon früher durch ihr Verhalten die eheliche Gemeinschaft zerrüttet hat, vom Strafantragsrecht ausgeschlossen. Anderer Meinung geht dahin, daß der Strafklage eine Ehescheidungsklage, oder das Begehren nach Trennung der Ehe bei den Gerichten vorangegangen sein müsse; damit soll wohl die bloße Rachebefriedigung eines der Ehegatten verhütet werden. Andererseits hat die Bestrafung des Ehebruches nach Auflösung der Ehe wenig Zweck; es wäre denn der, daß die Staatsgewalt die Heiligkeit der Ehe so hoch eingeschätzt wissen will, daß der Ehebruch nicht als straflos gelten dürfe.

Das jetzt geltende Österreichische Strafgesetz vom Jahre 1852 erklärt eine verheiratete Person, die einen Ehebruch begeht, einer Übertretung (§ 502) schuldig, und ist jene mit Arrest von einem bis zu sechs Monaten zu bestrafen, die Frau jedoch strenger, wenn durch den begangenen Ehebruch über die Rechtmäßigkeit der nachfolgenden Geburt ein Zweifel entstehen kann. Der Tatbestand des Ehebruches setzt „naturgemäßen Beischlaf" voraus. Der ehebrechende Teil kann jedoch nie von Amtswegen, sondern nur auf Verlangen des beleidigten Teiles in Untersuchung gezogen und bestraft werden. Selbst dieser ist zu einer solchen Forderung ferner

nicht berechtigt, wenn er die ihm bekannt gewordene Beleidigung ausdrücklich verziehen, oder von der Zeit, da ihm solche bekanntgegeben, durch sechs Wochen darüber nicht Klage geführt hat. Auch die bereits erkannte Strafe erlischt, sobald der beleidigte Teil sich erklärt, mit dem Schuldigen wieder leben zu wollen. Doch hebt eine Erklärung die schon erkannte Strafe in Anschauung der Mitschuldigen nicht auf.

Das Österreichische Gesetz ahndet aber auch außer dem eigentlichen Ehebruche noch die „Verletzung der ehelichen Treue", wenn zwischen einer verheirateten Frau und einem fremden Manne Dinge vorgefallen sind, welche zwar nicht den Ehebruch be inhalten, aber doch der Pflichten einer anständigen Frau unwürdig sind. So begründete jüngstens ein Richter in Wien die Verurteilung einer Frau wegen Verletzung der ehelichen Treue, weil diese Frau mit einem fremden Manne Arm in Arm spazieren ging, beide gemeinschaftlich ein Hotel besuchten und ihr gegenüber von diesem Manne brieflich ein Zärtlichkeitsvorname gebraucht wurde.

Nach dem Deutschen Strafgesetzbuch (§ 172) wird der Ehebruch, wenn wegen desselben die Ehe geschieden ist, an dem schuldigen Ehegatten, sowie an dessen Mitschuldigen mit Gefängnis bis zu sechs Monaten bestraft.

Das Französische Gesetz vom Jahre 1884 gibt im Falle des Ehebruches — l'adultère c'est l'oeuvre de chaïr sciemment et volontairement accomplie entre une personne mariée et une personne autre que son conjoint — beiden Teilen das Recht der Scheidungsklage; die Frau wird mit Gefängnis, der Mann nur mit Geld bestraft. Der Gatte ist, wenn er die Frau in flagranti im eigenen Hause

ertappt und tötet, nach Artikel 324 des Code pénal, entschuldbar, „est excusable". Die letzte Bestimmung ist vielfach umstritten worden; aber Goethes Werther spricht ihr das Wort: „Wer hebt den ersten Stein auf gegen den Ehemann, der im gerechten Zorne sein untreues Weib und ihren nichtswürdigen Verführer aufopfert?" Und der berühmte französische Schriftsteller Dumas der Jüngere stellte es scharf als rechtliches Gebot des betrogenen Mannes hin: Tue la!

Es ist diesbezüglich auch interessant, daß in der Diskussion über die deutsche Anti-Duell-Liga Graf zu Dohna sich gegen die nur kriminelle Ahndung der Verletzungen der Familienehre aussprach. Er meint, es werde darauf verzichtet werden müssen, durch eine Erweiterung der Strafandrohung gegen die Angriffe auf den ehelichen Frieden die aus dieser Quelle fließenden Anlässe zu Zweikämpfen einzudämmen. „Ich könnte mir denken," schreibt dieser Autor, „daß in einer entsprechenden Situation sogar ein eifriger Verteidiger der Antiduellbewegung ganz unwillkürlich zur Pistole griffe. Nur lächerliche Oberflächlichkeit vermöchte hierin einen prinzipiellen Widerspruch erblicken."

Im Strafgesetzbuche des Russischen Reiches (1845) heißt es in § 2077: „Der Ehegatte, welcher einen Ehebruch begeht (also Frau oder Mann) wird auf Klage des beleidigten Gatten für sechs Monate bis zu einem Jahre in ein Kloster oder in ein Gefängnis eingesperrt und muß sich, wenn er dem christlichen Glauben angehört, einer Kirchenbuße unterziehen. Wenn der beleidigte Gatte keine Klage erhebt, und der verübte Ehebruch bei Gelegenheit einer anderen gerichtlichen Verhandlung an den Tag kommt,

so muß das Zivilgericht den schuldigen Ehegatten dem geistlichen Gerichte zuweisen. Ist der Ehebruch mit einer ledigen Person begangen, so wird diese, nach Umständen, entweder mit drei bis sechs Monaten Gefängnis oder mit drei Wochen bis zu drei Monaten Arrest bestraft und muß sich, falls sie den christlichen Glauben bekennt, einer Kirchenbuße unterziehen."

Das Ungarische Strafgesetzbuch vom Jahre 1878 bestimmt in § 246: „Der Ehebruch wird, wenn wegen desselben durch rechtskräftiges Urteil auf Trennung der Ehe oder auf Scheidung erkannt worden ist, mit Gefängnis bis zu drei Monaten bestraft. Die Verfolgung tritt nur auf Antrag des beleidigten Ehegatten ein."

Im Niederländischen Strafgesetzbuche vom Jahre 1881 lautet der § 241: „Wer verheiratet Ehebruch begeht, wird mit Gefängnis bis zu sechs Monaten bestraft. Verfolgung tritt nur auf Klage des verletzten Ehegatten ein."

Das Spanische Strafgesetz vom Jahre 1870 setzt fest: „Ehebruch begeht die verheiratete Frau, welche mit einem Manne, welcher nicht ihr Gatte ist, zusammen schläft. Die Bestrafung tritt nur auf Antrag des beleidigten Gatten ein und besteht in Besserungsgefängnis im Mittel- bis Höchstmaß. Der Ehemann kann jederzeit die seiner Gattin auferlegte Strafe erlassen."

Das Bulgarische Strafgesetz vom Jahre 1896 bestimmt im Artikel 227: „Ehebruch, der kraft eines in Rechtskraft erwachsenen Urteils Scheidung oder Trennung der Ehegatten zur Folge hatte, wird mit Gefängnis bis zu einem Jahre bestraft."

Im Strafgesetze für das Großfürstentum Finnland vom Jahre 1889 heißt es im 19. Kapitel: „Wenn eine verheiratete Person mit einer unverheirateten Beischlaf übt, so wird die verheiratete Person mit Gefängnis bis zu sechs Monaten oder Geldstrafe nicht unter einhundert Mark, und die unverheiratete mit Geldstrafe nicht unter fünfzig Mark bestraft. Wenn zwei verheiratete Personen miteinander Beischlaf üben, so wird eine jede mit Gefängnis bis zu einem Jahre bestraft. Eine Strafverfolgung wegen des in diesen beiden Paragraphen erwähnten Beischlafes ist von seiten des öffentlichen Anklägers nicht zulässig, wenn der Klagsinhaber keinen Antrag darauf stellt, oder eine Ehescheidung wegen des Verbrechens beim Gericht nicht nachgesucht, oder die Erlegung von Unterhaltskosten für in solchem Beischlaf gezeugte Kinder gerichtlich nicht festgestellt worden ist."

In England ist der Ehebruch (Adultery — the offence of incontinance by married persons) nicht durch das Gesetz als Verbrechen strafbar. Die unschuldige Partei hat das Recht zur Ehescheidung, a mensa et thoro; der verletzte Ehemann hat das Recht, gegen die Person, welche mit seiner Gattin Umgang pflog, einen Kriminalprozeß, sei es auf Lösung oder gerichtliche Trennung der Ehe, sei es nur auf Schadenersatz durch jenen Mann, welcher den Ehebruch begangen, einzuleiten. Der Schadenersatz, der für solche Handlung zu leisten ist, wird höher oder niedriger bemessen durch die besonderen Umstände jedes einzelnen Falles, durch Rang und Stand des Klägers, die Stellung des Beschuldigten, ob dieser ein Freund, Verwandter oder Untergeordneter des ersteren war. Die Art der Verführung, das

vorhergehende Betragen der Frau und die Behandlung der letzteren durch ihren Gatten sind Umstände, welche in besonderen Betracht zu ziehen sind.

Das Schweizerische Strafgesetzbuch (Code pénal suisse) bestimmt im Artikel 138: „Der Ehegatte, der einen Ehebruch begeht, und sein Mitschuldiger werden, wenn die Ehe wegen dieses Ehebruches geschieden oder getrennt wurde, auf Antrag mit Gefängnis bestraft. Der Ehegatte, der dem Ehebruch zugestimmt, oder der ihn verziehen hat, ist nicht zum Strafantrag berechtigt. Stirbt der beleidigte Ehegatte, so fällt die Strafverfolgung und die erkannte Strafe weg."

Im Strafgesetzbuche des Staates Neuyork vom Jahe 1881 finden Bestimmungen, welche auf den Ehebruch bezogen werden könnten, nur in den Fällen statt, in denen eine Frau durch Gewalt, Drohung oder Nötigung gezwungen wird, sich mißbrauchen zu lassen. Wohl aber kann wegen Ehebruches eines der Ehegatten die Ehe getrennt werden.

Der Islam verbietet die Preisgabe eines mohammedanischen Weibes auf das Schärfste, und eine Mohammedanerin, welche beim Geschlechtsverkehr mit einem anderen als ihrem eigenen Manne ertappt wird, wird als vogelfrei betrachtet; ihrem Manne steht das Recht zu, sie zu töten.

II.

Die Kausalität der Geschlechtsuntreue der Frau

Der weibliche Geschlechtstrieb, seine Anreizungen und Hemmungen. — Die Außenwelt und innere Reize. — Das Schwanken der Reizgröße. — Persönlichkeit des fremden Mannes, seine physischen und Geistesqualitäten. — Anziehung durch Gegensätzlichkeit, Abwechselung und Eitelkeit. — Die Macht der Gelegenheit. — Steigerung der Reizungen durch Kultur- und Gesellschaftsverhältnisse. Beeinflussung und Hemmung durch Willenskraft und weibliche Tugend. — Abhängigkeit von bestimmten Vorgängen im Genitale des Weibes.

Die Kausalität der Geschlechtsuntreue der Frau

Jeglichen zweigeschlechtlich differenzierten Individuen wohnt der Geschlechtstrieb inne, dessen Wesen bei aller Vielgestaltigkeit der Äußerungsformen, trotz aller schmückenden Arabesken, mit denen der Begriff „Liebe" die vielumschlungenen Pfade desselben ziert, doch nur das Endstreben der Vereinigung von männlicher und weiblicher Keimzelle ist. „L'amour", sagt der berühmte Naturforscher Buffon, „c'est le frôlement de deux intestins." Physiopsychologisch läßt sich der Geschlechtstrieb des Menschen als Willensimpuls definieren, der durch bestimmte sinnliche Eindrücke und Vorstellungen unmittelbar und zielstrebig nach Befriedigung des sexuellen Bedürfens, der geschlechtlichen Lust ausgelöst wird und sich in verschiedenen reflektorischen Bewegungen, Triebhandlungen, entladet, deren endliche und schließliche Erfüllung in dem leiblichen Schlußakte der Begattung liegt.

Der Geschlechtstrieb gehört zu den mächtigsten Lebenstrieben, zu den elementaren Instinkten, welche die Erhaltung der Gattung in der Natur sichern. Er ist ein ursprünglicher Trieb wie der Hunger, diesen jedoch an Bedeutung überragend, weil er nicht wie dieser nur dem Bedürfnisse der Selbsterhaltung dient, sondern über das Ich hinausgreifend auch der Fortpflanzung des Einzelwesens. Er ist ein untilgbarer Naturtrieb der Bejahung des eigenen Seins nicht nur für die Gegenwart, sondern

auch für die Zukunft, und strebt machtvoll nach Befriedigung auch ohne Bewußtsein des eigentlichen Zweckes.

Dem Einzelnen kann diese naturgesetzte eigentliche Zielstrebigkeit oft gar nicht zum Bewußtsein kommen, ihm ist dann der Geschlechtstrieb nicht der Trieb zur Fortpflanzung der Gattung, sondern nur der Drang zum Lustgefühle des Aktes der Begattung, das gewöhnliche geschlechtliche Bedürfnis. Wir müssen aber doch daran festhalten, daß der Geschlechtstrieb aus zwei Komponenten besteht: dem Fortpflanzungstriebe und dem sexuellen Lusttriebe, und daß je nach angeborener Veranlagung oder erworbener Eigenschaft die erste oder zweite Komponente prävaliert.

Das was geschlechtliche Liebe genannt, als solche seit den ältesten Zeiten gepriesen und besungen wird, ist eine durch Phantasie und Poesie, Kultur und Erziehung vergeistigte Form des sinnlichen Triebes, ein von Lustbetonung beseelter Drang zu dem andersgeschlechtlichen Wesen, ein tiefes Bedürfnis, bei diesem Individuum zu verweilen, sich mit ihm, ob nahe oder fern, intensiv zu beschäftigen, ihm von dem eigenen empfundenen Lustgefühle mitzuteilen. Und in diesem letzteren Streben ist, wie ich meine, der kennzeichnende Unterschied zwischen der geistigen Liebe und dem sinnlichen Triebe, obgleich beide nach demselben Endziele hinwirken.

Während der Geschlechtstrieb brutal nur an die einseitige persönliche Befriedigung denkt, setzt die Liebe voraus, daß sie ein gemeinsames Gefühl sei, weit hinausgehend über den Moment der geschlechtlichen Augenblicksbefriedigung. Die sogenannte „Platonische Liebe" ist

ein geiſtiger Zeugungstrieb, welcher jedoch auf dieſem abgegrenzten Gebiete nicht eingeſchränkt bleibt.

Ein eſſentieller Unterſchied zwiſchen geiſtiger und ſinnlicher Liebe in bezug auf die Geſchlechtlichkeit iſt bei einem Verkehr zwiſchen Mann und Weib im Alter der Zeugungsfähigkeit nicht auf die Dauer aufrecht zu halten. Denn der Geſchlechtstrieb, auch veredelt durch Liebe, iſt und bleibt der urſprüngliche Naturdrang zur Ergänzung des eigenen Ich durch ein anderes adäquates, das unbewußte Streben, in dieſem ſelbſt aufzugehen — bei allem ſeeliſchen Beiwerk doch ein ganz materieller Vorgang.

Dieſe Frage der Verknüpfung von Geſchlechtstrieb und Liebe hat ſtets Philoſophen alter und neuer Zeit aufmerkſam beſchäftigt. Nach den Lehren des Ariſtoteles iſt die Liebe des Weibes nur Drang zur Befriedigung eines Naturbedürfniſſes, deſſen Übermaß Zuchtloſigkeit und Eingriff in die Rechte des Ehemannes ſei. Plato ſtellt in der Sexualität dem „niedrigen und gemeinen Eros“ einen „himmliſchen Eros, eine ſeeliſche Liebe“ gegenüber. „Die in der Seele lieben“, ſo ſagt Plato, „ſuchen nicht den Sinnesgenuß, ſondern eine ſchöne, edle und reiche Seele, um ſich ihr ganz hinzugeben.“ Aber wir wiſſen, daß dieſes ideale Streben im alten Griechenland nicht zum Siege über die Sinnlichkeit, nicht zur metaphyſiſchen Liebe des rein geiſtigen ohne Beziehung auf einen Menſchen führte, ſondern nur zu einer anderen erotiſchen Richtung, zur Knabenliebe.

Kant unterſcheidet die praktiſche Liebe (Nächſten- und Gottesliebe) von der pathologiſchen, d. i. der ſinnlichen Neigung. Er ſagt: „Die natürliche Geſchlechtsgemeinſchaft iſt entweder die nach der tieriſchen Natur oder nach dem

Geſetz. Die letztere iſt die Ehe, d. i. die Verbindung zweier Perſonen verſchiedenen Geſchlechtes zum lebenseinigen wechſelſeitigen Beſitz ihrer Geſchlechtseigenſchaften ... Der Mann kann weder das Weib begehren, um es gleich als Sache zu genießen, d. i. unmittelbares Vergnügen an der bloß tieriſchen Gemeinſchaft mit derſelben zu empfinden — noch das Weib ſich ihm dazu hingeben, ohne daß beide Teile ihre Perſönlichkeit aufgeben, d. i. ohne unter der Bedingung der Ehe, welche als wechſelſeitige Dahingebung ſeiner Perſon ſelbſt in den Beſitz der anderen vorher geſchloſſen werden muß, um durch den körperlichen Gebrauch, den ein Teil vom andern macht, ſich nicht zu entmenſchen. Dieſe „Liebe“ im eingeſchränkten Sinne der Geſchlechtsneigung ſei in der Tat die größte Sinnenluſt, die an einem Gegenſtande möglich iſt, nicht bloß ſinnliche Luſt, wie an Gegenſtänden, die in der Reflexion über ſie gefallen, ſondern die Luſt aus dem Genuſſe einer anderen Perſon, die alſo zum Begehrungsvermögen, und zwar der höchſten Stufe desſelben, der Leidenſchaft, gehört.“

„Was zwei Individuen verſchiedenen Geſchlechtes mit ſolcher Gewalt ausſchließlich zueinander zieht,“ meint Schopenhauer, „iſt der in der ganzen Gattung ſich darſtellende Wille zum Leben, der hier eine ſeinem Zwecke entſprechende Objektifikation ſeines Weſens antizipiert in dem Individuum, welches jene beiden zeugen können.“ Nach Chr. Krauſe erwacht die Liebe, „ein mächtiger, unvertilgbarer Trieb“, im Anſchauen der „Vortrefflichkeit, der inneren Geſundheit und Schönheit des geliebten Weſens als das Sehnen, mit ihm ein höheres Leben zu ſein“. Volkmann bezeichnet die Liebe als eine Neigung, die ihre Be-

friedigung an der Gegenwart des geliebten Gegenstandes findet. Nach Doering ist die Liebe „ein Lustgefühl aus der Vorstellung eines Wesens, dessen Existenz für das eigene Wohlsein in irgendeiner Beziehung eine hervorragende Bedeutung hat". Und Eduard Hartmann erklärt: „Liebe ist eine Verneinung des Egoismus durch Erweiterung des eigenen Selbst über die Sphäre des Ichs hinaus."

Emil Lucka nimmt an, daß die Liebe als feinste Ausstrahlung der Erotik erst in historischer Zeit entstanden sei. Das Christentum, welches die seelische Liebe zu Göttlichem, zum Mittelpunkte des Fühlens und höchsten Wertes machte, habe auch die seelische Liebe eines Mannes zu einer Frau geschaffen. Das erotische Leben des Menschen habe zwei Wurzeln, die einander von Anbeginn an fremd sind: den Geschlechtstrieb und die persönliche Liebe. Im schroffen und bewußten Gegensatz zum sexuellen Verhältnis sei allmählich der Begriff der seelischen Frauenliebe entstanden. „Die Frau ist plötzlich etwas anderes geworden, nicht mehr Mittel zur Befriedigung der männlichen Sinnlichkeit, oder zur Aufzucht von Kindern, wie in der alten Welt, auch nicht stumme Dienerin und höchstenfalls fromme Schwester, wie im ersten Jahrtausend des Christentums, oder Teufelin, wie im Mönchsfühlen, sie ist Mensch geworden, ja noch mehr, Göttin."

Trotz allen Philosophierens steht es aber fest, daß das Triebhafte der Liebe durch die seelische Innigkeit zurückgedrängt, veredelt auf eine bestimmte Person gelenkt, mit Verehrung und Opferwilligkeit dieser gegenüber gepaart werden kann, aber sich in Wirklichkeit Geschlechtstrieb und Liebe nicht voneinander trennen lassen.

Seeliſche Liebe und Sinnlichkeit können in Wahrheit nicht als unüberbrückbare Gegenſätze hingeſtellt werden, ſondern ſie fließen allmählich und ſtetig, oft unmerklich, aber unaufhaltſam ineinander. Selbſt die reinſte treue Frauenliebe kann nicht von geſchlechtlicher Luſtempfindung geſchieden werden. „Die Verknüpfung von Sinnlichkeit und Liebe", ſagt Schiller mit Recht, „iſt immer möglich und immer da." „Das manubare Individuum", ſo drückt Renan dieſen Gedanken aus, „trägt Millionen von dunklen Bewußtſeinen in ſich, welche im Beſitze eines undeutlichen Gefühles ihrer Entwicklungsbedingungen zu ſein verlangen, nach einem Sein ſtreben und ihm ihr Sehnen wie ihren Schmerz mitteilen. „Die Liebe", ſagt Schilling, „iſt Neigung, alſo entweder ſchon angehende Begehrung oder die nächſte Dispoſition dazu."

Der Vorgang, wie aus dem Geſchlechtstriebe durch die Einwirkung von Reizen auf phyſio-pſychologiſchem Wege die geſchlechtliche Triebhandlung angebahnt wird und auch hervorgeht, läßt ſich kurz in folgender Weiſe ſkizzieren:

Als Reiz wird jeder phyſikaliſch-chemiſch-phyſiologiſche Prozeß bezeichnet, welcher als Auslöſen von Sinnesempfindungen gilt. Beſteht der Reiz in einem Vorgange der Außenwelt, ſo nennt man ihn einen phyſikaliſchen, wird er durch einen Vorgang im eigenen Körper veranlaßt, ſo wird er als phyſiologiſcher Reiz bezeichnet. Ebenſo können periphere und zentrale, äußere und innere Reize unterſchieden werden. Jedem Lebeweſen kommt die Eigenſchaft zu, auf eintretende Reize zu reagieren. Die Art der Erregbarkeit des Organismus auf Reize beſtimmt den Grad der Reizbarkeit des Individuums. Das Moment der Reiz-

größe, bei welcher dem Menschen die psychische Erregung durch den Reiz selbsterkenntlich wird, ist von Herbart als „Schwelle des Bewußtseins" bezeichnet worden, als Grenze, über welche die Empfindung „aus dem völlig gehemmten Zustande zu einem Grade des wirklichen Vorstellens übergeht" und demgemäß der Reiz erst seinen eigentlichen Wert erhält.

Oder nach einer neueren Definition: Als Reiz bezeichnen wir eine energetische Bedingung, deren Auftreten, Dauer und Verschwinden das Auftreten, die Dauer und das Verschwinden eines bestimmten Erregungszustandes auslöst. Reizgröße und Erregungsgröße stehen in einer festen, sichergestellten Beziehung zueinander: Je größer der Reiz, desto stärker die durch ihn erfolgte Erregung. Mit dem Aufhören des Reizes schwindet nicht immer die Erregung, sondern diese kann im Unterbewußtsein noch fortdauern, als Nachwirkung sich bekunden, wobei die Zentralorgane die Befähigung haben, die Erregungsspuren, Reizeindrücke, als Erinnerungsbilder zu bewahren. Dies gilt von allen Sinnesreizen, also auch auf dem Gebiete der Geschlechtssphäre.

Durch Reize, welche extern, von der Außenwelt, oder intern, von den Geschlechtsorganen, die Sinnesnerven treffen, werden in diesen Erregungen hervorgebracht, welche zur Hirnrinde weitergetragen, daselbst zu Empfindungen und Vorstellungen führen. Mit diesen sinnlichen Vorstellungen assoziieren sich, wenn die Reize in überfließender Fülle aufgenommen werden, Lustgefühle und Dränge, welche den Geschlechtstrieb anregend, auf körperliche Vorgänge im Genitale hinzielen, auf Gefäßaktionen in diesen Organen, auf Bewegungen bestimmter Muskeln der

Geſchlechtsregion, auf Abſonderung der Geſchlechtsdrüſen, auf die Mechanik des Begattungsaktes.

Mit dem höheren Zentrum des Gehirnes iſt nämlich durch interzentrale Nervenbahnen ein niederes mechaniſches, reflektoriſches Zentrum verbunden, das im Lendenteile des Rückenmarkes ſeinen Sitz hat. Von dem Lendenmarke geht die Hauptmaſſe der an das Genitale gelangenden Spinalnerven aus und geſellt ſich ihnen eine Reihe von ſympathiſchen Nervengeflechten hinzu, welche die Hauptbahnen der nervöſen Impulſe für die Geſchlechtsorgane, alſo beim Weibe für die Gebärmutter und deren Nachbargebilde, für ihre motoriſchen und ſekretoriſchen Funktionen bilden.

Die Reize regen durch Gefühlsbetonung von Luſt zu geſchlechtlicher Gier und Tätigkeit an, verleihen dieſen letzteren Macht und Kraft. Die pſychiſche Energie der Empfindungen, Vorſtellungen und Gemütsaufregungen ſetzt ſich in Luſtenergie und Bewegungsenergie nach der beſtimmten Richtung des Genitale um und führt ſchließlich zur ſexuellen Triebhandlung. Vorerſt betont das Luſtgefühl im dunklen Bewußtſein das Sehnen nach Anweſenheit der begehrten Perſon, das Feſthalten an dieſer, das Verweilen bei dieſer, ſteigert ſich dann weiter zu dem zielbewußten Verlangen, ſich des Körpers derſelben zu bemächtigen, ſich ihn zu ſichern, und gelangt dann zu dem Triebe, von ihm vollſtändig Beſitz zu nehmen, in dieſer Beſitzergreifung die höchſte Sinnesluſt zu genießen, welche eine Verſchmelzung beider Geſchlechter in dem Miſchakte bieten kann.

So beginnen die präambulatoriſchen Sinnesſpiele mit der Bewunderung der ſekundären Ge-

ſchlechtsattribute, mit dem Ergötzen an der körperlichen Schönheit, mit dem Streben nach Berührung und Betaſten des geliebten Weſens, mit dem Drange zum Umarmen und Küſſen. Das treibende Element iſt hierbei das phyſiſche Bedürfen zur Löſung der in den Geſchlechtsorganen hervorgerufenen Spannung und Blutfüllung.

Mit der Größe und Fülle der Reize, welche auf die Sinnesnerven und zentralen Sinnesorgane erregend wirken, mit der Intenſität der hierdurch geweckten Empfindungen, Vorſtellungen und Gefühle wächſt der Geſchlechtstrieb lawinenartig an. Je mächtiger die Hirnrinde durch Steigerung der ſexuellen Bilder, durch Erhöhung der Luſtbetonung, durch Aufpeitſchen der Wolluſt erregt wird, um ſo größer wird die Gewalt der ſexuellen Dränge.

Bei der Empfänglichkeit für dieſe den Geſchlechtstrieb erregenden Reize ſpielt, namentlich bei der Frau, das angeborene Temperament, die Raſſeneigentümlichkeit, der Nationalcharakter, ſowie auch die klimatiſche Beſchaffenheit des heimiſchen Bodens eine gewiſſe beachtenswerte Rolle.

Das Temperament iſt nach Feuchtersleben nichts anderes, als das Ganze der angeborenen Leidenſchaften. Es iſt die Wurzel der Leidenſchaften, der Grund der Affekte, und vom Temperamente hängt es weſentlich ab, wie wir auf die von außen einwirkenden Reize reagieren, ob wir raſch und haſtig aktiv werden, oder langſam und ruhig uns mehr paſſiv erweiſen. Und ſo iſt auch die eheliche Treue in nicht unweſentlichem Maße von dem Temperamente der Frau bedingt, von der Impulſivität oder Schwerbeweglich-

keit ihres Empfindens, von der stürmischen Gewalt oder Unerschütterlichkeit ihres inneren Lebens.

Dem heftigen Temperamente wirkt die Beherrschung durch die Kraft der Vernunft entgegen, die Anpassung aller Tätigkeit an die Gesetze des Rechtes, die Gewöhnung in die Begriffe der Moral, die Hemmung der Triebe durch die Gewalt der Sittlichkeit, die Unterwerfung der Impulse unter den Zwang religiöser Dogmen, die Bekämpfung der sinnlichen Begierde durch heftigere seelische Leidenschaft für das Gute und Wahre. Aber immerhin ist der Sieg über ein feuriges Temperament hart und schwierig.

Als besonders feurig im Liebesleben gilt die Spanierin, Französin und Italienerin, als frigider die Engländerin und Deutsche; die Mitte halten die Slavinnen, unter denen das Temperament der Polin als sanguinisch und melancholisch bezeichnet wird. Ein bekannter Spruch bezüglich der mit dem Temperament zusammenhängenden ehelichen Treue lautet: „Die Spanierin erbeutet den Mann rasch und läßt ihn ebenso schnell fahren, die Französin liebt ihren Mann bis zum Ende der Flitterwochen, die Engländerin liebt den Gatten das ganze Leben, die Deutsche ewig. . .“ Über die Verschiedenheit der Frauen in der Liebe je nach ihrem Temperament schreibt Virey: „Die Brünette, von festem, gedrängtem Körperbau, melancholischem Temperament wird mehr Hartnäckigkeit, weniger Unbeständigkeit und Leichtsinn zeigen, als die Blondine mit ihrem sanguinischen Temperament, ihrer schwammigen, gefügigen Organisation. Das feurige cholerische Weib wird zu heftigeren Aufregungen fortgerissen als das unempfindliche, kalte, phlegmatische.“

Gegen die Gewalt der auf den Organismus wirkenden sexuellen Reize hat schon die Natur Hemmungen eingerichtet und die Kultur gegen die sinnlichen Triebe intellektuelle Widerstandskräfte geweckt.

Der bewußte Wille vermag sich als höhere Erkenntnismacht dem unbewußten Geschlechtstriebe entgegenzustellen; das Gewissen kann die Kraft entwickeln, den Reiz der Lustgefühle zu überwinden. Den tiefen, innerlichen, von Natur eingegebenen oder durch Erziehung verstärkten Willensimpulsen in Verbindung mit den Hilfskräften des Verstandes und Intellektes gelingt es, die Lustvorstellungen durch andere willkürlich hervorgerufene stärkere ablenkende Vorstellungen zu verdrängen, das Begehrungsvermögen durch den psychischen Faktor der Überlegung zu bekämpfen, den triebartigen Bewegungsreflexen durch freigewählte Aktionen entgegenzutreten. „Denn groß ist", wie Locke sich ausdrückt, „die Fähigkeit des Willens, welcher im Tun der Seele die wissenschaftliche Herrschaft ausübt über unsere Handlungen, die Kraft der Seele, vermöge deren sie die Bewegung der Ruhe eines Gliedes oder das Umgekehrte in jedem einzelnen Falle vollzieht." Der Wille besitzt das Vermögen der Vorstellungen „gewissen Gesetzen gemäß sich selbst zum Handeln zu bestimmen, was unabhängig von Neigung die Vernunft als richtig erkennt, zu wählen". (Kant.)

Es hat demnach jede normal organisierte Frau auch auf dem Gebiete der geschlechtlichen Tat die Befähigung zur Negation des sexuellen Reizes und das Vermögen, den Willen in eigener Wahl zur Herr-

schaft zu bringen. In ihrer Macht liegt es, die Resultierende zu bestimmen, welche sich aus dem Kräftespiele der einwirkenden Reize und den sich ihnen entgegenstellenden Hemmungen in dem Einzelfalle ergibt.

Wenn wir nun speziell die Reize analysieren, welche den Geschlechtstrieb des Weibes anregen und wecken, sowie die Verführung zur ehelichen Untreue bieten können, so müssen wir als solche von der Außenwelt ausgehende Reize bezeichnen:

Die Persönlichkeit des verführenden Mannes, seine physische Kraft, sein energisches Auftreten, seine körperlichen Vorzüge sowie geistigen Begabungen, seine Kleidung; zuweilen die Gegensätzlichkeit seiner zu den Eigenschaften der Frau, ferner grobsinnliche körperliche Anreizungen, Erregungen der Phantasie, psychische Reizmotive. Unter den letzteren besonders die Gier nach Abwechslung, die Neugier, die Eitelkeit und Dummheit.

Als interne Triebreize sind bestimmte physiologische und pathologische Vorgänge in den Geschlechtsteilen des Weibes anzusprechen, ferner andere organische Veränderungen in den Unterleibsfunktionen desselben.

In erster Linie wirkt als sexueller Reiz die Persönlichkeit des in den Lebenskreis der Frau tretenden fremden Mannes, der Komplex seiner physischen und psychischen Beschaffenheiten zu einem Ganzen. Die Persönlichkeit dieses Mannes, welcher der Frau körperlich oder geistig imponiert, regt die Einbildungskraft derselben an, das Ver-

mögen, sich diese Persönlichkeit auch ohne deren Anwesenheit vorzustellen, sie mit der eigenen Sinnlichkeit in Verbindung zu bringen und auf das eigene Ich zu beziehen. Diese Vorstellungskraft ist je nach der körperlichen Konstitution, dem Temperamente, dem Alter, der Lebensweise und der Beschaffenheit des Nervensystems der Frau an Intensität verschieden. Sie wirkt nicht nur rezipierend, sondern auch reproduzierend und kombinierend, so daß die betreffende Persönlichkeit nicht wie sie wirklich ist, sondern wie sie erwünscht wird, als Erinnerungsbild festgehalten wird.

Dadurch übt die Einbildungskraft, „die höchste Einheit von Sinn und Trieb", einen großen Einfluß auf die weibliche Sinnlichkeit und ihre Äußerungen, auf ihre Empfindungen und Dränge, und erhöht die Größe und Stärke der vom Manne ausgehenden sexuellen Reize. Diese erfahren die höchste Steigerung, wenn die Frau mit einem angeborenen feurigen Temperamente eine überaus lebhafte Phantasie vereint, welche bei Gestaltung ihrer sinnlichen Bilder jede Objektivität verliert, die Wirklichkeit und Wahrheit überspringt, so daß der weibliche Verstand leicht durch Umschmeicheln und Anschwärmen des Mannes in Unordnung gebracht wird.

Bei der Wertung der männlichen Persönlichkeit durch die Frau sind es vor allem Attribute der Manneskraft und viriler Tüchtigkeit, welche Aufreizungen des Geschlechtstriebes bilden: hervorragende Körpergröße, breiter Brustbau, kraftvolle Muskulatur, auffallend große Nase, stark hervortretendes, mächtiges Kinn, stramme Waden, ein dichter Haarwuchs, imponierend gewachsener Bart. „Der

Bart", sagt Schopenhauer, „ist als Geschlechtsabzeichen mitten im Gesichte obszön, daher gefällt er den Weibern."

Ebenso wie auf den Mann sexuell reizend die Schönheit der Frau wirkt, ist dies bei der Frau durch die körperliche Kraft des Mannes der Fall. Die weibliche Schwäche und natürliche Schmiegsamkeit, ihre Hingebung und Beweglichkeit verlangt nach der Festigkeit und Härte des Mannes, nach seinem bestimmten Auftreten als einer mächtigen Stütze in der Physis und in der Psyche. Das ewig Weibliche voll Scham und Zaghaftigkeit fühlt sich hingezogen zu dem Manne von elementarer Kraft und starkem Willen. In solchem Manne sieht die Frau oft „einen Halbgott, wenn er auch nur ein Halbwilder ist".

Die „herkulische Männlichkeit", die „starke Faust" imponiert der zarten Weiblichkeit als sexuelles Ideal. Der mächtige Gewalthaber, der tyrannische Herrscher, der unbeugsame Kraftmensch erobert die erotische Neigung des schwachen, willenlosen, unselbständigen Weibes gar leicht, und der auf sein Herrenrecht pochende aggressive Mann übt auf die schüchterne, sich sanft hingebende passive Frau eine besondere Anziehung. „Ein zartes, unpersönliches und untergeordnetes Wesen hat keinen Halt in sich, es muß der Versuchung unterliegen, besonders wenn sie in Gestalt eines männlichen Willens herantritt. Für das Empfinden der herrischen Erotik wird das Weib immer die Leibeigene des Mannes sein. Solange die herrische Erotik als Ausdruck einer urwüchsigen Vitalität erscheint, verbunden mit einer ungestümen, elementaren Willenskraft, solange derjenige, an dem sie sich manifestiert, ein ganzer Mann ist, der in seinem Wesen die Äquivalente seiner machthaberischen Geschlechts-

natur beſitzt, bleibt ſie ein Elementarereignis, das man eben hinnehmen muß, wie jedes andere Naturphänomen.“ (Roſa Mayreder.)

Der kräftige Krieger, der muskelſtarke Athlet, ja nicht ſelten die Robuſtheit des Stallknechtes haben erobernde Macht, namentlich auf die ſexuell wiſſende und geſchlechtlich gierige Frau. Für dieſe iſt das ſinnlich Kräftige eindrucksvoller, als das äſthetiſch Harmoniſche in der äußeren Erſcheinung des Mannes; ihr Ideal ſind die Geſtaltungen Michelangelos, des Verherrlichers muskulöſer männlicher Stärke. Nicht Apollo iſt ſo ſiegreich wie Herkules. „Auf ſo einen jungen Kraftkerl geh'n ja die Weibsleut los, wie die Fliegen auf den Zucker.“ (K. Schönherr im „Weibsteufel“.)

Der geiſtreiche Kenner der weiblichen Natur, J. J. Rouſſeau, ſagt: „Daß der Mann dem Weibe gefällt, iſt weniger Notwendigkeit; des Mannes Verdienſt iſt ſeine Stärke; er gefällt ſchon allein dadurch, daß er ſtark iſt.“ Ähnlich äußert ſich Schopenhauer: „Hauptſächlich gewinnt die Weiber die Kraft und der damit zuſammenhängende Mut des Mannes, denn dieſe verſprechen die Zeugung kräftiger Kinder und zugleich einen tapferen Beſchützer derſelben..... Daher kommt es, daß das Weib oft häßliche Männer liebt, aber nie einen unmännlichen Mann.“

In ſeiner Phyſiologie der Liebe ſchreibt Mantegazza: „Willſt du vom Weibe geliebt werden? Sei ſtark an Leib oder an Geiſt, in der Kühnheit, der Leidenſchaft oder im Geiſtesblitz. Das Weib, welches bewundert, ſteht im Begriffe, ſich zu verlieben. Die Natur hat dich zum Ver-

teidiger der Familie, zum Wecker der schlummernden Kräfte gemacht; sie hat dich zum Soldaten im Leben und in der Liebe gemacht. Folglich mußt du stark sein."

Beobachtungen in der Tierwelt zeigen, daß auch hier dem Weibchen die Stärke imponiert. Nach Darwin gibt das weibliche Renntier dem größten unter den werbenden Männchen den Vorzug.

Außer der Aufreizung durch seine Kraft können von der Persönlichkeit des Mannes noch andere sexuell erregende Reize ausgehen. Durch sein sicheres herausforderndes Auftreten, durch seine gesellschaftlichen Fähigkeiten gewinnt der Mann leicht die Frau, da dieser nur in geringem Maße die Eigenschaft zukommt, von dem Äußeren der Person abzusehen und nur die inneren Qualitäten derselben abzuschätzen. Durch das Auge und Gehör werden die Sinne des Weibes leicht angeregt, und darum muß der blendende Glanz der bunten Farben in den Uniformen, der Zauber des Gesanges, die Lockung der Musik, das Schwärmerische der Rede, die Mystik des Auftretens auch zu den sexuellen Reizen gezählt werden. Offiziere, Diplomaten, Schauspieler, Sänger, Tonkünstler, geistliche Prediger, Volksredner sind bekanntlich starke Eroberer auf erotischem Gebiete.

„Alles Schöne in der Natur ist ein Spiel der männlichen Gefallsucht. Diese äußert sich in drei Eigenschaften: Erstens Farbenglanz, zweitens Gesangskunst, drittens Kampfesmut. Von den drei Eigenschaften, durch die man die Gunst des Weibes gewinnt, wird meistens nur eine zuteil. . . . Nun denken Sie sich einmal einen Mann, dem sämtliche drei

Waffen im Kampfe der Liebe mitgegeben würden! Die Weiberherzen müſſen ihm in Legionen zufliegen, die Ziffer ſeiner Erfolge muß eine ſchwindelerregende ſein. Und ein ſolches Phänomen, in der ganzen Natur- und Menſchengeſchichte einzigdaſtehend, iſt — der Tenor!“ (Sudermann im „Zwielicht“.)

Zuweilen wird der Reiz durch eine Gegenſätzlichkeit in den Beſchaffenheiten des betreffenden Mannes zu der Frau erhöht. Es iſt eine pſychologiſche Beobachtung, daß Gefühle und Triebe im individuellen Leben durch den Kontraſt von ſolchen entgegengeſetzter Art allmählich an Stärke gewinnen. Schon Heraklit, welcher den Gegenſatz als Prinzip der Entwicklung hinſtellte, betont, daß im „Gegenlauf“ des Geſchehens das Entgegengeſetzte vereinigt wird, die Gegenſätze in eine Einheit zuſammengehen. Man findet demgemäß nicht ſelten, daß in der gegenſeitigen Anziehung der Geſchlechtsliebe geradezu eine Harmonie ſich entſprechender Unähnlichkeiten entſcheidet. Der harmoniſche Gegenſatz iſt es oft, welcher die beiden Geſchlechter zwingt, ſich einander zu nähern.

Die tägliche Erfahrung erweiſt, daß die ſchwache Frau einen kräftigen Mann als Stütze wünſcht, die ſtarke einen gehorſamen Sklaven, eine ſchöne Frau nicht ſelten einen häßlichen Mann begehrenswert findet, die Kleine den rieſenhaften Recken, eine Dumme den Geiſtreichen, eine Ariſtokratin den Bauernlümmel. Dermaßen war es ſchon im klaſſiſchen, ſchönheitsfreudigen, griechiſchen Altertume, wo die ſchöne elegante Laïs ſich dem ſchmierigen Diogenes hingab und die von den vornehmſten Freiern umworbene Hipparchia den Zyniker Crotes vorzog. Und derart er-

neut sich diese Beobachtung in der Gegenwart, in allen Bevölkerungsschichten und Gesellschaftskreisen. So kannte ich selbst häßliche, geradezu krüppelhafte Männer, wie einen kleinen widerwärtigen Einäugigen, einen schwächlichen Buckligen, wahre Jammergestalten, welche trotzdem oder gerade deswegen von schönen Frauen ehebrecherisch bevorzugt wurden.

Ein hochgebildeter Geistlicher in einem Weltkurorte erzählte mir, daß er häufig von ausländischen Damen in Versuchung geführt werde, denen es einen besonderen Reiz gewährt, den durch sein Gelübde gebundenen katholischen Priester zu verführen. Auch ein Reiz der Gegensätzlichkeit.

Aus dem Gegensatze heraus will zuweilen die tadellos sittsame, treue Frau bei gebotener Gelegenheit auch einmal sich von allen Hemmungen der Sinnlichkeit befreien und sexuell austoben. Zuweilen wirkt hierbei eine Massensuggestion mit, wie zur Zeit des Karnevals, da manche Frau gegensätzlich zu ihrem gewöhnlichen ruhigen Lebenswandel sich geschlechtlich eruptiv ihren „tiefsten Sehnsüchten, geheimsten Wünschen und geliebtesten Idealen" (Freud) hingibt.

Manche junge Frauen haben, von Gegensatzreizen getrieben, besonderen Gefallen an Liebesverhältnissen mit Greisen, und v. Krafft-Ebing hat sogar diesen Zustand als eine Art pathologischer „Gerontophilie" (Greisenliebe) bezeichnet.

Solche Gegensätzlichkeit wird oft in Kunst und Dichtung vorgeführt. So in dem vielfach malerisch behandelten Verführungsvorgange zwischen der überreifen üppigen Gattin Potiphars und dem schmächtigen zaghaften Jüngling

Joſef. So auf dem im Pariſer Louvre befindlichen Bilde von Francois Le Moine (aus der Rokokozeit) Herkules und Omphale. Die letztere, von zarter Geſtalt mit kleinem Köpfchen und zierlicher Taille, umarmt die wuchtige von Kraft ſtrotzende Figur des Herkules, an den ſich Amor anlehnt.

In der Dichtung die gegenſätzlichen Reize der Raſſenverſchiedenheit von Desdemona und Othello in Shakeſpeares Tragödie. Oder in Gottfried Kellers „Grüner Heinrich", der Kontraſt der in üppiger Schönheit ſtrahlenden Judith und des unerfahrenen achtzehnjährigen Heinrich. Oder in Hebbels „Judith", der Gegenſatz der ſchönen Hebräerin zu dem Todfeinde ihres Volkes, Holofernes, welchen ſie zu töten gekommen iſt und der ihr durch ſeine wilde Männlichkeit gefällt: „Gott meiner Väter, beſchütze mich vor mir ſelbſt, daß ich nicht verehren muß, was ich verabſcheue; er iſt ein Mann," und „In die Lippen biß ich ihn, als er mich küßte. Mäßige deine Glut! Du gehſt zu weit."

Der doppelte Zauber des fremdraſſigen Schwarzen und des Helden, dem Desdemona erlag, trotzdem er „ihr Grauſen machte", ſpricht aus ihrem Munde:

Daß ich den Mohren lieb' und ihm nur lebe,
Mag mein gewaltſam weggeſtürmtes Glück
Laut aller Welt verkünden. Meines Gatten
Wahrhaftes Selbſt gewann ihm meine Liebe.
Ich ſah ſein Antlitz nur in ſeiner Seele,
Und ſeinem Ruhm und ſeinem Heldenmut
Hab' ich mein Herz und irdiſch Glück geweiht.
(Shakeſpeare.)

Der Reiz der Gegensätzlichkeit zeigt sich auch in dem Verhältnisse der Frau von Stein zu Goethe. Sie war 33 Jahre alt, verheiratet, Mutter von sieben Kindern, in ihrem Wesen ruhig, maßvoll, als sie den 24jährigen, wildgenialen, übermütigen, aufbrausenden, jungen Dichter kennen lernte. Sie wurde ihm allmählich vorschreitend in den beiderseitigen Gefühlen Mutter, Schwester und Geliebte. Und solche Gegensätzlichkeit herrschte zum mindesten bezüglich des Alters in der „Liebe ohne Bremse" zwischen Bettina, dem „Kinde" von 17 Jahren und dem 53jährigen Goethe, sowie in der Spätliebe dieses Dichters im hohen Greisenalter zu der jugendlichen Lewetzow.

Auch in dem Weltkriege der Gegenwart, wie schon in früheren Kriegen, bekundete sich die sexuelle Aufreizung durch den Gegensatz, wenn deutsche Frauen, ihrer Ehre und Würde vergessend, sich mit gefangenen Franzosen und Turkos ehebrecherisch ergötzten.

Die französische Schriftstellerin Mme. de Saint-Points hatte den traurigen Mut, in einer kurz vor Beginn des jetzigen Weltkrieges erschienenen Schrift: „Manifeste futuriste de la luxure" die folgende Behauptung aufzustellen: „Die Unzucht ist der dem Eroberer schuldige Tribut. Nach einer Schlacht, in der Männer sterben, ist es der normale Zustand, daß die durch den Krieg auserlesenen Sieger in eroberten Ländern bis zur Vergewaltigung schreiten, damit Leben wieder geschaffen werden." Aber weniger als diese Motivierung bewirkt der Reiz der Gegensätzlichkeit und dabei ein gut Stück weiblicher Neugierde den weiblichen Ehebruch mit feindlichen Kriegern.

Bekannt ist es ja, daß Frauen und Mädchen der ländlichen Bevölkerung sich leicht mit den Negern umherziehender Schaubuden einlassen; so wie aus Rußland gemeldet wird, daß daselbst einheimische Bauernfrauen mit Vorliebe mit den daselbst eingewanderten chinesischen Arbeitern der gelben Rasse geschlechtlich verkehren. Auf diese Neugierde, wie auf das Streben nach Abwechslung als Motive der Untreue zielen Schillers Verse:

Glücklich, wenn der Gattin Treue
Rein und keusch das Haus bewahrt,
Denn das Weib ist falscher Art
Und die Arge liebt das Neue.

Ein französischer Arzt, Dr. Hout, schildert, gestützt auf Angaben über die außerordentlich hohen Ziffern der Ehescheidungen im jetzigen Kriege, welch geistige Verwirrung in Frauenkreisen durch die lange Abwesenheit ihrer Männer hervorgerufen wurde; eine wahre sittliche Anarchie auf erotischem Gebiete. Die meisten dieser Frauen betrachten ihre ehebrecherischen Seitensprünge mit ruhiger Resignation, frei von Gewissensbissen, ganz als wären sie selbst nur die Opfer eines unentrinnbaren Geschickes. Es gibt auch Frauen, welche die feste Überzeugung haben, daß ihre eheliche Treue durch diese ehebrecherischen Episoden keinen Abbruch erlitten hat, insolange ihre Herzen davon unberührt geblieben sind, und daß ihre Seitensprünge niemand schaden können, wenn sie nur das Geheimnis zu wahren verstehen.

Ein sinnlicher Reiz des Mannes geht auch von seiner Kleidung aus, sei es, daß ihre Eleganz oder Buntfarbigkeit die weibliche Aufmerksamkeit und Bewunderung erregt,

ſei es, daß dieſe Bekleidung in ihrer Art von der Tendenz ausgeht, die männlichen primären Geſchlechtsattribute deutlich hervortreten zu laſſen. Es iſt dies nicht nur bei Artiſten, Kunſtreitern und Ballettänzern der Fall, ſondern auch mehr, minder, je nach Vorherrſchen unſittlicher Moden, bei manchen Gecken. Das Beiſpiel hierzu hat bekanntlich die Herrenmode des vierzehnten Jahrhunderts gegeben, da die Kleider ſo enge gemacht wurden, daß ſie jeden Muskel des männlichen Körpers in höchſter Spannung zeigten, und dann im fünfzehnten Jahrhundert die Beinkleider vorne mit einem Latz oder einer „Schamkapſel" verſehen wurden, ſo daß ſich die männlichen äußeren Genitalkennzeichen ſcharf abhoben, durch Stoff und Farbe zu den Oberſchenkeln gegenſätzlich gebracht, auch künſtlich ausgeſtopft und vergrößert wurden. Bei vielen grell gefärbten Männchen der Vögel erſcheint dieſe Pracht der lockenden Farben nur zur Paarungszeit, wenn ſolche Werbekleidung am nötigſten iſt.

Grobſinnliche äußere Reize, welche eine Steigerung des Geſchlechtstriebes bewirken, ſind taſtende, die Hautnerven ſchmeichelnde Berührung, Kitzeln der Haut, beſonders ſolcher Hautbezirke, welche ſpeziell Wolluſtempfindung hervorrufen. Solche ſchwache äußere Taſtempfindung der Haut wird nämlich von einem Luſtgefühl begleitet, welches Reflexe in den Muskeln nicht nur der betreffenden Partien, ſondern auch im Genitale auslöſen kann. Man bezeichnet dieſe ſo zu Reflexen geneigten Hautſtellen als erogene, das heißt erotiſche Gefühle erregende Zonen, wie die der Bruſt, namentlich des Bruſthofes, der Bruſtwarzen, ferner des Nackens, des Haarkleides, des Mundes durch Küſſen.

Feinere derartige physische Reizungen finden, versteckt unter Wahrung der gesellschaftlichen Formen, im Ballsaale beim Tanzen, auf Spielplätzen beim Lawn-Tennis und Rodelsporte durch inniges körperliches Anschmiegen und Friktion der Körper von Mann und Weib statt.

In Arthur Schnitzlers Roman „Frau Beate und ihr Sohn" macht Beate, welche die jungen Leute beim Tennisspiele beobachtet, die Bemerkung, „wie wohl dieser Abend endete, wenn diese jungen Leute ohne jedes Hindernis ihren geheimen, jetzt vielleicht von ihnen selbst nicht geahnten Trieben folgen dürften".

Dieselbe mächtige äußerliche Anreizung spielt eine erogene Rolle in den modernen gemeinschaftlichen Seebädern, sowie beim Baden beider Geschlechter in Flüssen und in den Piszinen der Thermalbäder — ein Überrest des mittelalterlichen Unfuges im Badewesen, welcher die Begriffe der öffentlichen Sittlichkeit in Deutschland jener Zeit so sehr verderbte und die Badestuben in Liebesgärten verwandelte.

Von den psychischen Reizmotiven, die aus den inneren Empfindungen der Frau heraus auf den sexuellen Trieb hinzielen, ist der Reiz der Abwechslung hervorzuheben. Jedem längere Zeit dauernden gleichmäßigen Lustgefühle folgt naturgemäß das Bestreben nach einer andersartigen Lustbetonung. Gerade in der Gegenwartszeit ist der Drang nach Abwechslung ein besonders mächtiger und charakteristischer. Ein steter Wechsel in der Mode, Kleidung und Kunst, auch auf dem Gebiete des

Wollens und Könnens, des Glaubens und der Politik, natürlich auch übergreifend auf alle sinnlichen Genüsse, die sexuellen eingeschlossen. Das Festhalten an dem Persönlichen in der Umwelt, in Moral und Sitte, die Treue im Weiteren und Engeren erfährt eine immer geringere Wertung. Bei labiler Veranlagung des ethischen Empfindens der Frau kann schon dies Bedürfen des Wechselns leicht auf die abschüssige Bahn des Treubruches führen. Allerdings wirkt diesem Reizangriffe antagonistisch die Gewohnheit entgegen.

Ein anderer innerer psychischer Reiz ist die Eitelkeit. Diese Eigenschaft, gefallen zu wollen, ist eine besonders dem weiblichen Geschlechte innewohnende instinktive Qualität, ein von der Natur ihm verliehenes Werbemittel, um dem Manne gegenüber die eigene Schönheit und Liebenswürdigkeit zur Geltung zu bringen und sich als begehrenswert erscheinen zu lassen. Sie bekundet sich durch sorgsame Pflege des Körpers und Ausschmückung desselben, sie verleitet zur Aufdeckung der weiblichen Geschlechtsmerkmale und deren Hervorhebung durch die Kleidung. „Die Sinne", sagt Schillers Fiesco zur Gräfin Julia, als er ihr den Busen verhüllt, „müssen nur blinde Briefträger sein und nicht wissen, was Phantasie und Natur miteinander abzukarten haben. Die beste Neuigkeit verliert, sobald sie zum Stadtmärchen wird."

Einen berühmten Schriftsteller, Künstler, Gelehrten als erklärten Liebhaber zu besitzen, mit diesem in der Gesellschaft und in der Öffentlichkeit Staat zu machen, schmeichelt der Eitelkeit der mondänen Dame um so mehr, als sie dadurch auch den Triumph erlebt, im Wetterwerb mit anderen

Frauen derſelben ſozialen Schichten um das männliche Objekt obſiegt zu haben. Die Anſchauungen der gewiſſen Geſellſchaft ſind ſo pervers, daß ſich auch die Eitelkeit des eigenen Mannes geſchmeichelt fühlt, wenn er ſeine Frau auf ſolchen Siegeszügen ihrer Sexualität erblickt, auch wenn er dabei notgedrungen ein Auge zudrücken muß.

Dieſe weibliche Eitelkeit ſchreitet vor zum Koketttieren und offenem Eroberungsſtreben. Es iſt keineswegs nur die ſchöne Frau, der es eine beſondere Anreizung bietet, den Mann zu ihren Füßen, ſich von ihm bewundert und begehrt zu ſehen. Sondern gerade die minder Hübſche oder Häßliche wird von der Eitelkeit getrieben, ihre Befähigung im Liebeskampfe zu bekunden. Selbſt wenn ihren Geſichtszügen die edle Harmonie verſagt iſt, ſucht ſie ihre individuellen körperlichen Vorzüge in ein lockendes Licht zu ſtellen: den gut geformten Buſen, die weiße Haut, das lebhafte Auge, die feingebaute Taille; ſtrebt ſie ihre hinreißende Liebenswürdigkeit, die geiſtvolle Unterhaltungsgabe zur Geltung zu bringen. Und ſo geht häufig aus der Eitelkeit der Wettbewerb um einen beſtimmten, von vielen Genoſſinnen begehrten Mann, aus dem ſinnlichen Spiele der Ehebruch hervor.

Zu weit geht Kant in der Motivierung der weiblichen Eitelkeit, wenn er ſpezifiziert: „Eine junge Frau iſt doch immer in Gefahr, Witwe zu werden, und das macht, daß ſie ihre Reize über alle den Glücksumſtänden nach ehefähige Männer ausbreitet, damit, wenn jener Fall ſich ereigne, es ihr nicht an Bewerbern fehlen möge."

Zu den inneren pſychiſchen Reizen zur Untreue möchte ich gleich neben die Eitelkeit die Dummheit ſetzen, wenn-

gleich dieſe mehr als Mangel der Hemmungsfähigkeit, alſo als paſſive Eigenſchaft, zu werten iſt. Es iſt begreiflich, daß die dumme Frau einer Verſuchung und Verführung leichter unterliegt als die kluge, verſtändige, die Situation ſchneller erfaſſende und die Folgen genauer überſehende. Die Dummheit iſt ja überhaupt ein unſeliges Schickſalsgeſchenk, durch welches alle anderen guten Eigenſchaften der Frau ins Schlechte umgeſtaltet werden. Denn welchen Wert hat die Frömmigkeit, Anhänglichkeit, Treue der Frau, wenn dieſe dummfromm, dummanhänglich und dummkeuſch iſt? Es iſt daher die unter den Männern ſo verbreitete Anſicht, eine geſcheite, geiſtreiche Frau müſſe mehr bewacht werden als eine beſchränkte, einfachen Verſtandes, ganz falſch. Am gefährlichſten iſt in dieſer Richtung für den Ehegatten gerade die dumme Frau. Sie bricht ganz ungewollt, unüberlegt und unverſehens bei gebotener eindringlicher Gelegenheit die Ehe. Mit der Dummheit iſt gewöhnlich auch eine gefährliche Neugierde verbunden, die ſich nach dem Unbekannten, Fremdartigen ſehnt, dieſes als etwas Neues begehrt und, von dieſer Gier getrieben, auch über die Schranke ehelicher Treue hinwegſetzt.

Durch die kulturelle Entwicklung der Gegenwart iſt die Menge und Größe der auf den Geſchlechtstrieb des Weibes wirkenden Reize der Außenwelt weſentlich erhöht worden. Einerſeits, indem die Empfänglichkeit aller unſerer Sinnesorgane verfeinert und eine intenſivere Reizempfindſamkeit herangebildet wurde, andererſeits, indem durch geſellſchaftliches Leben und Kunſtpflege eine Fülle neuartiger Reize geſchaffen wurde.

Schon die große Reinlichkeitspflege der Haut, die Sorgsamkeit der Kultivierung der Hände hat die betreffenden Empfindungsorgane viel feinfühliger und für die Lustgefühle, die durch den Tastsinn ausgelöst werden, empfänglicher gemacht. Das gesellschaftliche Treiben in Unterhaltung und Spiel eröffnet der erotischen Reizung neue Bahnen und weiß sie im Gegensatze zur Beschränkung auf die eigentlichen Geschlechtsorgane auf viele körperliche Empfindungszonen auszudehnen. „Der sexuelle Apparat gewinnt immer mehr an Ausdehnung. . . Der Kuß, die Brust wird heute zu einem Mittelpunkte des Liebeslebens." (R. Michels.)

Im Gegenwartsleben sind auch die psychischen Reizmotive überaus groß. Die Phantasie wird so leicht und so oft erregt durch Lesen erotischer Bücher, durch Besuch lasziver Schaustellungen, durch Hervorheben von Nuditäten in der Kunst, durch Vorführung ehebrecherischer Handlungen im Theater, durch Frönen verderblichen Müßigganges und üppiger Ernährungsweise in den Kreisen der oberen Zehntausend; durch die schlechten Wohnungsverhältnisse, das Zusammenschlafen von Personen beiderlei Geschlechtes, durch Mißbrauch des Alkohols in den unteren Volksklassen. Kurz, die sozialen Einrichtungen erleichtern in unserer Zeit die sexuelle Anregung der Frau und fördern die geschlechtliche Untreue derselben.

Die sinnlichen Äußerungen der Umwelt, in welcher die Frau lebt, wirken im allgemeinen auf diese um so wirkungsvoller ein, je schwächer sie körperlich veranlagt ist, je labiler die Beschaffenheit ihres Nervensystems, je leichter ihr psychisches Organ betroffen wird, je empfänglicher sie für fremde

Beeinflussung, je schlechter ihr moralischer Halt und ihre sittliche Erziehung ist. Solche Frauen erliegen leichter der Gewalt der sexuellen Anreizung, als die körperlich und geistig gesunden, durch Erziehung und sittliches Empfinden abgehärteten.

Im Gegensatze zu den eben skizzierten äußeren Reizen stehen die inneren, aus dem Genitale des Weibes hervorgehenden, durch die physiologischen und pathologischen Vorgänge seines Geschlechtslebens veranlaßten. Hier sind es besonders die Begleiterscheinungen der jedesmaligen Menstruation, die mit dieser verbundene Schwellung der Follikel im Eierstocke, die Blutüberfüllung der Gebärmuttergefäße, welche zu internen Reizungen Anlaß geben, die, auf den nervösen Leitungen zur Hirnrinde geführt, sinnliche geschlechtliche Vorstellungen und daran anschließend Lustgefühle und Dränge veranlassen.

Eine noch intensivere und länger andauernde Steigerung der sexuellen Reizempfänglichkeit des Weibes findet in der Lebensepoche des Abnehmens und Versiegens der Menstrualtätigkeit, in der klimakterischen Geschlechtszeit statt. In diesen Jahren kommen nämlich rückbildende Veränderungen in den Follikeln und im Gewebe der Eierstöcke zustande, Verhärtungen und Schrumpfungen, die mit lokalen Nervenreizungen verbunden sind, welche auf die Zentralorgane des Nervensystems rückwirken. Damit geht aber noch eine Fülle psychischer, durch die Vorstellung des baldigen Schwindens der schönen Weiblichkeit auf Erregung des Geschlechtstriebes zielenden Reizungen einher. Mit Recht ist darum diese kritische Sexualperiode der Frau das „gefährliche“ Alter genannt worden.

Das Weib ist demnach infolge seiner physischen Beschaffenheit allmonatlichen, sowie in bestimmten Geschlechtsepochen hervorgerufenen Steigerungen des sexualen Triebes unterworfen. Das Nervenzentrum befindet sich in diesen Perioden in einem vom Genitale, besonders von den Ovarien ausgehenden erhöhten Erregbarkeit. Ähnliche Steigerung, zeitlich beschränkt, kann durch reichliches Gelage mit üppiger reizender Kost und alkoholreichen Getränken stattfinden.

Solche Triebanreizungen kommen auch durch organische Vorgänge in den Verdauungsorganen, Stauungen des Blutes in den Gefäßen des Unterleibes und in ihren Verzweigungen zustande. Auch durch habituelle Stuhlverstopfung, „wenn der Seele himmlisch Licht durch einen gefüllten Darm verdunkelt wird", wie sich v. Feuchtersleben poetisch über diese prosaische Tatsache ausdrückt. Ein gleiches wird durch Erkrankungen des Genitale hervorgebracht, die mit einem Juckreiz daselbst verbunden sind, so Hautleiden an den Geschlechtsteilen, Ekzem, Pruritus, welche ein starkes örtliches Brennen veranlassen.

Alle sich öfter ergebenden sexuellen Reize, sie mögen von außen oder innen kommen, akkumulieren sich durch ihre Wiederholung zu wachsender Energie und gelangen dann bei sich bietender Gelegenheit zum explosiven Ausdrucke, zur gewaltsam hervorbrechenden geschlechtlichen Tat. Die gebotene Gelegenheit steigert nämlich, indem der überraschende Eindruck das innere Gleichgewicht verrückt, das Gefühl von Lust zu einem Affekte, welcher eine besonnene Überlegung nicht aufkommen läßt und die freie

Selbſtbeſtimmung momentan aufhebt. Solche Gelegenheit ergibt ſich zuweilen ganz unerwartet, plötzlich beim Alleinſein von Frau und Mann unter ſexuell begünſtigenden Umſtänden, ebenſo im einſamen Walde wie in dem Chambre séparée, im Eiſenbahnkupee wie im Schloßerker, auf freiem Felde wie im Gaſthofe. „Es ſteigt der Mut mit der Gelegenheit", ſagt Shakeſpeare, und „der den Augenblick ergreift, das iſt der rechte Mann", eifert Mephiſto. Und ſo hat ein durch Gelegenheit begünſtigter Angriff des Mannes die ſchwache Stunde des Weibes zur Folge.

Der Gott, der Bub und Mädchen ſchuf,
Erkannte gleich den edelſten Beruf,
Auch ſelbſt Gelegenheit zu machen.
Goethes „Fauſt".

Der durch die Gelegenheit in die Höhe geſchnellte Trieb überwältigt nicht nur das natürliche Erkenntnisvermögen und das widerſtrebende Denken, ſondern macht ſogar die freie Wahl des Objektes zur Triebbefriedigung unmöglich. „C'est plus fort que moi", ſagte die ſich ergebende Franzöſin in richtiger Selbſterkenntnis.

Ich erinnere mich, bei einem franzöſiſchen Autor einen hübſchen Vergleich bezüglich der Verſuchung zur Untreue und des plötzlichen durch Gelegenheit begünſtigten Ehebruches geleſen zu haben: In einem wohlumhegten Schloßgarten ſteht ein Baum, der eine herrliche, lockende Frucht trägt. Viele Beſucher des Schloſſes verſuchen, einer nach dem anderen, durch Schütteln und Stoßen des Baumes, die Frucht an ſich zu ziehen, aber ganz vergeblich. Da erhebt ſich eines Tages ein heftiger Windſtoß und die Frucht fällt einem

ahnungslos jenseits der Gartenmauer spazierenden Fremdling in den Schoß. „Ein einziger Augenblick kann alles umgestalten.“ Wielands „Oberon“.

Schon Buddha lehrte: „Jede Frau wird, wenn sie Gelegenheit hat, einen passenden Ort, einen passenden Verführer findet, die Sünde begehen, nötigenfalls mit einem Krüppel, wenn kein besserer da ist.“

Im Talmud der Juden heißt es: „Meide die Gelegenheit! Nie dürfen zwei Personen verschiedenen Geschlechtes zusammen an einem Orte weilen, der von anderen abgeschlossen ist. Auch im Scherze ist Händedruck und Augenwink, Umarmen und Küssen sündlich.“

Lessing legt seiner Emilia Galotti, welche nicht Liebe für den Prinzen fühlt, aber die Furcht hegt, der eigenen Schwäche zu unterliegen, die Worte in den Mund: „Gewalt! Wer kann der Gewalt nicht trotzen, aber die Verführung, das ist die wahre Gewalt.“

Montaigne ruft mit Recht aus: „O welch furchtbaren Nutzen schafft die Gelegenheit!“ Die Beharrlichkeit eines Verführers, die andauernden Umschmeichelungen desselben, seine stetig sich häufenden Aufreizungen der Sinnlichkeit der Frau, das ihren Neigungen zuvorkommende Betragen, die unermüdliche Liebedienerei und Bewunderung, die allmählich, aber sicher wachsende Vertraulichkeit, die wiederholte körperliche Annäherung machen auch das äußerlich schwer anzugreifende und innerlich gefestigte Weib in seinem körperlichen und seelischen Gleichgewichte schwankend und bringen es, sobald eine überraschende Gelegenheit geboten ist, zum Falle.

In Schnitzlers „Anatol“ ist folgender Aphorismus über die weibliche Treue und Gelegenheit zur Untreue: „Vergegenwärtige dir ein dämmeriges, stimmungsvolles Zimmer. In diesem Zimmer ist sie und irgendein anderer. Nun ein paar Gläser Rheinwein, eine eigentümlich schwüle Luft, die über dem Ganzen lastet, ein Duft von Zigaretten, parfümierten Tapeten, ein Lichtschein von einem matten Glaslüster und rote Vorhänge, Einsamkeit, Stille, nur Flüstern von süßen Worten. Auch andere sind da schon erlegen, Bessere, Ruhigere als sie.“

Die Gelegenheit ist in der Tat der gefährlichste Räuber der Frauentugend. Männer, welche in einem Übermaße vornehmen Vertrauens oder in schwächlicher Nachgiebigkeit ihren Gattinnen geradezu Gelegenheit geben, sich umwerben zu lassen, sind Selbstmörder ihrer Gattenehre.

Eine der besten Gelegenheitsmacherinnen ist der Müßiggang der Frau. Denn ohne geregelte Beschäftigung, ohne ernste Tätigkeit verfällt die Frau auf Tand und Nichtigkeiten, lenkt ihre Gedanken auf Zerstreuungen und Unterhaltungen, welche Sitte und Tugend bedrohen, sucht bedenklichen Umgang mit leichtsinnigen Männern auf. Montesquieu sagt: „Gute Gesetzgeber haben all den Höflichkeitskram verbannt, der den Müßiggang erzeugt, der Ursache ist, daß die Frauen verführen, ehe sie noch selbst verführt sind, der jedem Nichts Wert gibt und wichtige Dinge herabsetzt, der endlich bewirkt, daß man sich nur nach den Grundsätzen des Lächerlichen richtet, welche die Frauen sehr gut aufzustellen verstehen.“

Viele der eben erwähnten Gelegenheitsmomente zur Aufreizung des weiblichen Geschlechtstriebes finden sich

in den modernen Badeorten vereint, und darum ist das Treiben in den Bädern so gefährlich zur Verführung junger schöner Frauen zum Ehebruche, wie schon der alte römische Satyriker sang: „Als Penelope kam sie ins Bad und als Cleopatra ging sie davon.“ Die Gattin, deren Mann in ernster Arbeit aushalten muß und wenig Gelegenheit hat, den Hof zu machen, die selbst auch in ihrer häuslichen und mütterlichen Betätigung sonst gar nicht das Bedürfnis nach solcher Umschmeichelung und sinnlichen Werbung empfindet, wird im Badeorte mit einem Male das Objekt drängenden Flirtes von seiten skrupelloser Männer. Sie hört täglich die gewähltesten Komplimente über ihre Schönheit, die Fülle ihrer Reize, ihren blendenden Geist. Sie wird mit Blumen und Aufmerksamkeiten, die man nicht gut zurückweisen kann, überschüttet. Sie wohnt vielleicht im selben Hause, Tür an Tür neben dem fremden Manne. Sie wandelt allein mit dem „Badebekannten“ durch die Anlagen, durch die Wälder, scherzend und immer vertraulicher plaudernd; der Spaziergang bringt unvermeidlich schmiegende körperliche Annäherung, ein Streifen der Kleider, ein Berühren der Arme und Taille mit sich.

Unabweislich stellt die bisher tugendhafte Frau Vergleiche zwischen ihrem alltäglichen Gatten und dem herausfordernden fremden Manne an, welche zu Ungunsten des ersteren ausfallen. Die rauschende Musik, die Parkfeste im Halbdunkel des Abends, andererseits das ungewohnte müßiggängerische Dahinexistieren, endlich die fast stetige sinnliche Erregung durch die warmen Bäder bringen schließlich so viele kumulierende Reize auf die Geschlechtssphäre der Frau hervor, daß der Bruch der ehelichen Treue nur zu

oft geradezu unausbleiblich wird. Ich würde nie dem Manne raten, seine junge Frau, ich lasse absichtlich das Epitheton schöne weg, allein in den Badeort zu schicken und ihre weibliche Tugend auf eine harte Probe zu stellen, womit nicht gesagt sein soll, daß es nicht auch hinlänglich standhafte treue Frauen gibt, welche es selbst im Badeorte und ohne betreuende Begleitung verstehen, daß „eine Würde, eine Höhe entfernte die Vertraulichkeit" und allen Anfechtungen gegenüber die nötigen Hemmungen aufzubringen.

„Im High life unserer reichen modernen Nichtstuer, in den Bädern, Spiel- und Vergnügungsorten, feinen Gasthöfen, und sogar in manchen Kurorten und Sanatorien spielt der Flirt eine ganz hervorragende Rolle und bildet in allen seinen Nuancen die Hauptbeschäftigung eines großen Teiles der Gäste. Er wuchert üppig in den Fabriken und an allen Orten, wo Menschen einseitig beschäftigt oder gelangweilt sind. Bei manchen Menschen ersetzt der Flirt überhaupt den Beischlaf und gemütlich die Liebe. Es sind dies alle jene modernen entgleisten Kreaturen, deren Dasein in allen Nuancen künstlich sinnlicher Reizungen aufgeht und die keiner kräftigen, nützlichen Tat überhaupt mehr fähig sind." (Aug. Forel.)

Männern, denen der Beruf die Gelegenheit bietet, mit den Frauen oft allein bei geschlossener Türe zusammen zu sein und ihnen körperlich durch Berührung und Hantierung nahe zu kommen, erliegen erotisch gestimmte Frauen gar nicht selten. In den niederen Volksschichten spielt dermaßen zuweilen der Briefträger, der Dienstmann dieselbe den Geschlechtstrieb aufreizende Gelegenheitsrolle, wie bei den Frauen der höheren Gesellschaftskreise der Musiker,

der Zahnarzt. Ein hübſches Bild von Fragonard aus dem achtzehnten Jahrhundert: „Der Riegel“ hält dieſen Moment des Türſchließens feſt.

Eine reine Frau, welche die eheliche Treue ſicher wahren will, muß darum ſich nicht darauf verlaſſen, daß ſie der Verſuchung widerſtehen wird, ſondern muß jede Gelegenheit zur Verſuchung ſorgfältig meiden. . . .

Das heftige Temperament, die geſchlechtliche Gier der Frau führt ſogar bei ſolchen Gelegenheiten zum Ehebruche, von denen man annehmen müßte, daß die ſie begleitenden traurigen und das menſchliche Gefühl ergreifenden Anläſſe eine derartige ſinnliche Erregung abſolut nicht aufkommen laſſen könnten. So erzählt ein Sang des Altertums von einer Matrone von Epheſus, die ſich mitten in der Wehklage um den verſtorbenen Gatten in einen hergelaufenen Kriegsknecht verliebt und im Grabgewölbe ſich ihm hingibt. In Shakeſpeares „Richard III.“ ſpielt eine Szene, in welcher die Witwe des gemordeten Königs Heinrich am Sarge des geliebten jungen Gatten dem Mörder desſelben, durch deſſen Beredſamkeit verführt, von der Königsleiche hinweg ins Hochzeitsgemach folgt. „Ward je in ſolcher Laun' ein Weib gefreit; ward je in ſolcher Laun' ein Weib gewonnen!“ höhnt der dämoniſche Verführer. Der Romandichter Daudet ſchildert eine trauernde Witwe, die auf dem friſch geſchaufelten Grabe ihres Mannes Ehebruch begeht. In einer Wiener Gerichtsverhandlung der jüngſten Zeit wurde eine verheiratete Frau des Ehebruches beſchuldigt, welche unmittelbar vom Sterbebette ihres Vaters weg den Geliebten am Bahnhofe erwartete und ſich mit ihm zuſammen in ein Hotel begab.

Der Macht der positiven Reize auf den Geschlechtstrieb stellen sich in der Norm Hemmungen entgegen, Kräfte der Negation, welche es vermögen, die erregten Lustvorstellungen zurückzudrängen, in ihrer Wirksamkeit herabzusetzen, ja sie durch gänzlich entgegengesetzte Vorstellungen aus dem Bewußtseinsinhalte zu verlöschen und unter die Schwelle des Bewußtseins hinunterzudrücken. Auf dem Wege des Großhirnes werden diese Widerstände durch Hemmungsnerven geleistet. Sie liegen zumeist auf psychischem Gebiete, bedürfen jedoch der Übung und sind: Willensstärke und Charakterbildung der Frau, Schamhaftigkeit und Sittlichkeit, weibliche Tugend, Gewohnheit in der Ehe. Die Hemmungen können jedoch auch in physiologischen und pathologischen Vorgängen im weiblichen Genitale, in allgemeinen organischen Veränderungen der Frau begründet sein.

Bei einer sittlich gut veranlagten Frau ist die durch gelegentliche Aufreizung des Geschlechtssinnes bis zur Ekstase herbeigeführte fleischliche Katastrophe eine fast willenlose Vernichtung ihres Selbstgefühles. Eine, der Wollusterfüllung folgende tiefe Erniedrigung, welche eine Empfindung von Widerwillen gegen den Urheber ihres Falles zur Folge hat. Der leidenschaftlichen Gier und ihrem Endziele folgen Gewissensbisse, dem Augenblicksgenusse reuige Vorstellungen, welche so nachhaltig sind, daß nicht selten dieser Fehltritt der einzige des Lebens bleibt und fürderhin wie ein böser Traum der Wirklichkeit entrückt erscheint.

Jedoch weit öfter ist das Entgleisen der erste Schritt auf der abschüssigen Bahn der sexuellen Untreue des Weibes ohne weitere Hemmung und wirklichen Halt.

Unter den Hemmungen der sexuellen Reize steht in vorderster Reihe der Wille, insofern er ein sittliches Lustgefühl betont, welches höher als das sinnliche ist und die freudige Befriedigung bietet, die niederen Aktionen der animalischen Triebe, die Stürme des Begehrens und Ergreifens durch das Wirken psychischer Lebensenergien, durch Besonnenheit und Seelenkraft zu besiegen, im Kantschen Sinne „durch den bloßen Vorsatz krankhafter Gefühle Meister zu werden". Dies ist möglich durch die Hilfsaktion zweier, von der Natur dem Weibe gegebenen, durch Erziehung verstärkten Qualitäten, durch die Schamhaftigkeit und Sittlichkeit.

Die weibliche Schamhaftigkeit, deren Reste selbst noch bei der Dirne zu finden sind, ist das unbewußte Widerstreben, jede körperliche Blöße wie sinnliche Schwäche der außenstehenden Beobachtung preiszugeben — la honte de l'animalité qui est en nous (E. Melinaud) — während die Sittlichkeit, in der Jugend anerzogen oder später durch Selbsterziehung erworben, oder in der Ehe von dem Manne herangebildet, stets das pflichtgemäße Tun vor Augen hat und an die Stelle des unwillkürlichen Triebes die bewußte ethische Kraft zu setzen vermag.

Beide Eigenschaften vereinen sich zu der Höherstellung des Begriffes von Schicklichkeit, indem sie diese nicht im landläufigen Sinne auffassen, sondern ihr die Reinheit des Herzens und Heiligkeit der Gedanken verleihen. Die edle Frau vermeidet nicht nur alles, was die jeweilige Volksmeinung als „unschicklich" bezeichnet, sondern sie überwacht im Sinne des Schamhaften und Sittlichen die eigenen Handlungen, ja auch die eigenen Worte, Blicke und Be-

wegungen, um sie mit einer gewissen Zurückhaltung innerhalb der Grenzen echter Keuschheit zu halten. Dies selbst im Augenblicke der Erfüllung der ehelichen Geschlechtspflichten. „Indem das höchste Wesen", sagt J. J. Rousseau, „das Weib den uneingeschränkten Begierden des Mannes überläßt, fügt es diesen Begierden die Scham bei, um sie in Schranken zu halten, eine Schutzmauer der natürlichen Schwäche des Weibes."

Eine Art Schamhaftigkeit ist auch die Schüchternheit der unverdorbenen Frau, welche Eigenschaft zu den Hemmungen gegen die anstürmenden sexuellen Reize gehört, und eine auch in der Tierwelt beobachtete Widersetzlichkeit des weiblichen Geschlechtes in der Liebe darstellt. Diese Schüchternheit und Sprödigkeit verwehrt die allzuleichte Annäherung des Mannes und erschwert seine sich wiederholende sexuelle Werbung. Das schüchterne Frauchen, das dem fremden Manne gegenüber nicht nur kalt bleibt, sondern ihre eigene Kälte auch allmählich auf den Werber überträgt, handelt aus einem natürlichen und wahren Naturinstinkte heraus und ist der scharfe Gegensatz zu der koketten Dame, dem Produkte einer überfeinerten und überreizten Kultur, welche das Werben des Mannes um Liebes gunst gar nicht abwartet, sondern ihn aus seiner Zurückhaltung hervorlockt und mit allen Künsten der Verführung zu sich zieht.

Schamhaftigkeit und Sittlichkeit bilden die weibliche Tugend, welche geleitet von Glauben und Erziehung, gefestigt durch das Beispiel in der Familie und den Einfluß des Milieu, dem Willen die Richtung auf das Gute und Vernunftgemäße gibt, ihn vollkommen zum Charakter heranbildet und ihm die Stärke verleiht, die Pflichten gegen

Gott, gegen das eigene Ich, gegen den Gatten und die Kinder zu erfüllen. „Du bist von allem Leid befreit, wenn du willst." (Goethe.) Die tiefempfundene Religiosität ist für die Frau eine Notwendigkeit, welche für die Leitung ihrer Kräfte, Gefühle, Willensbewegungen und Kulturbestrebungen unentbehrlich erscheint. Der Frau ist es ihrer ganzen Natur und Veranlagung nach nicht gegeben, sich mit einer wissenschaftlichen oder philosophischen Weltanschauung auseinanderzusetzen; ihr ist Hingabe an den Gedanken des Göttlichen, Ergebung in den unerforschlichen Ratschluß Gottes die wichtigste Stütze zum Widerstande gegen die realen Widerwärtigkeiten und metaphysischen Anfechtungen. Ihr religiöses Gemüt, ihre überlieferte Glaubensinnigkeit ist der Frau Lebensinstinkt und Lebenserfahrung zum Geleite auf dem Wege des Daseins, im Ringen um die eigene und Existenz der Familie, zur Beziehung auf Gott in allen Lagen und Bedrängnissen. Die Gläubige fühlt in ihrer Religion und auch in dem Kultus derselben eine Stärkung ihres sittlichen Wollens, eine Festigung ihres Selbstbeherrschens, eine Besänftigung ihrer Herzensqualen und Sinnesdränge. In welche Formen dieser Glaube gekleidet sei, ist nebensächlich.

Die Gläubigkeit an und für sich ist schon das Wesentliche, die innere Gegenüberstellung des eigenen Ich, dem geglaubten Allwesen, die Hauptsache. Die innere Religiosität ist das Stützende, Erhebende, Wahre, der wirkliche Lebensinhalt, mögen die äußeren Formen ihrer Bekundung welche Gestaltung immer erhalten. Und solchermaßen ist die Religion entscheidend für Denken und Handeln, Empfinden und Wollen, Fühlen

und Bedürfen, Streben und Verzichten, ganz besonders im Schicksale der Frau in der Ehe. Die weibliche Tugend ist die mächtigste Hemmungswaffe der Frau gegenüber dem Zwange der geschlechtlichen Reize; sie vermag die durch diese hervorgerufenen Lustvorstellungen mit höheren Werten zu erfüllen. Weibliche Tugend ist Tapferkeit im sittlichen Kampfe fraulicher Reinheit und Treue gegen die triebhaften Sinneslüste und Sieg des Sittengesetzes über den Sinnenmechanismus. „Nur die Tugend ist erhaben und steht hoch, und nichts ist groß, was nicht auch leidenschaftslos ist.“ (Seneca.)

„Man stärke, reinige, veredle den Willen“, sagt Feuchtersleben in seiner ‚Diätetik der Seele‘, „und gebe ihm eine Richtung auf das eigene Ich. Selbstbeherrschung ist die ewige große Lehre, die dem Menschen das Leben, die Pflicht predigt. Ihr Haupthebel ist: das Wort, das man im geheimsten Inneren sich selbst gibt, im Rechten und klar Erkannten zu beharren... Der feste Vorsatz, sich zu bewältigen, immer wieder erneut, übt und stärkt das Vermögen zu wollen und erlangt endlich den gewissen Sieg.“ Und weiter: „Die höchste Erkenntnis, indem sie uns den Begriff unseres Selbst in die Idee eines Ganzen versenken lehrt, führt uns der Religion in die Arme, an deren Busen wir jener Empfindung einer allgemeinen und vollkommenen Entsagung teilhaft werden, woraus allein eine dauernde innerliche Heiterkeit hervorgeht.“ „Jeder, auch der geistig Schwächste“, sagt derselbe Autor, „hat die Erfahrung an sich gemacht, daß er die Kraft, zu wollen, besitzt, die sich im Starken zum Charakter ausbildet. Diese Kraft, welche im tiefsten Grunde der individuelle Mensch selbst ist, welche

Phantasie und Verstand erst in Bewegung setzt, welche die Wunder des geistigen Lebens zur Offenbarung bringt — sie ist es, auf welche der Sittenlehrer, der Arzt, der Pädagog zu wirken suchen muß. Diese Kraft dem Rechten zuzuwenden und zu stärken, das ist es, was not tut."

Eine weitere Hemmung der den Geschlechtstrieb anregenden Reize liegt in der selbstgewollten Verdrängung der sinnlichen Lustvorstellungen und Ablenkung der Aufmerksamkeit von den Reizbildern auf andere Gebiete. Hierzu ist vorzüglich die Arbeit geeignet, sowohl körperliche als Geistesbetätigung: Die Betreuung des Gatten, die Erfüllung der Mutterpflichten, charitatives Wirken in weiteren Kreisen, Wohltätigkeitsunternehmen sozialer Art, eventuell aktive Versuche im künstlerischen Wirken, in Musik, Gesang, Malen, Lehrtätigkeit in fraulichen Vereinen für Kinderfürsorge usw.

Hemmend wirkt ferner gegen die sexuellen Anreizungen die Macht der Gewohnheit im ehelichen Leben. Die Tendenz des Organismus zum Beharren im Gleichen, Bekannten, Geübten (Gewohnheit die „Amme des Menschen") ist eine so mächtige, daß auch in der Ehe trotz vieler Widrigkeiten die Neigung besteht, die vitalen Tätigkeiten immer nach derselben Richtung fortdauern zu lassen. „Durch die Gewohnheit wird gleichsam eine zweite Natur geschaffen." (Cicero.) „Gewohnheit macht den Fehler schön — den wir von Jugend auf gesehn." (Gellert.) Die Gewohnheit ist für die Frau eine ganz besondere Macht, denn im allgemeinen ist die Frau mehr als der Mann streng konservativ veranlagt, auf eine gewisse Stabilität des seelischen

Gleichgewichtes eingestellt, und hält mit mehr zäher Festigkeit an dem Hergebrachten. Die weibliche Natur begünstigt die Neigung zum Beharren, Aufsichberufen, Abschließen von äußeren Veränderungen. Und dieses der Gewohnheit entsprechende Beharrungsvermögen, im gegebenen sexuellen Zustande in der Ehe zu verbleiben, wird sittlich veredelt durch wahre Zuneigung der Frau zu ihrem Gatten, durch echte Liebe zu den Kindern, warme Anhänglichkeit an die Familie, religiöse Ehrfurcht vor der Heiligkeit der Ehe.

Zu einem innigen Treuverhältnisse der bürgerlichen Frau trägt nicht zum geringsten das gemeinsame Schlafzimmer der Eheleute bei, welche in solcher Weise durch eine angenehme Gewohnheit aneinander körperlich und seelisch gefesselt, aufs Intimste gebunden werden. Kaiser Napoleon I. äußerte sich in der Verbannung auf St. Helena über seine Ehe mit Josefine, sie hätten einen richtigen bürgerlichen Haushalt geführt, sogar Zimmer und Bett geteilt. „Ich halte letzteres für sehr moralisch," sagte nach Montholon der Kaiser, „es hat eine bedeutende Wirkung auf das ganze Zusammenleben und fördert Vertraulichkeit und gute Sitten. Man verliert sich nie außer Gesicht, wenn man die ganze Nacht beisammen bleibt und wird nie fremd werden."

Treffend äußert sich diesbezüglich Rob. Michels: „Ein Koeffizient im Liebesleben ist die Gewohnheit. Auf ihr beruht in der Mehrzahl der Fälle die eheliche Treue, das heißt überall, außer in Ehen, die durch wirkliche dauernde Zuneigung oder durch die Handlungen beherrschender Sittengesetze intakt bleiben. Besonders mit zunehmendem Alter wächst dieser Faktor an Bedeutung, da in ihm Mann

und Weib die aggressiven Fähigkeiten des Geschlechtes allmählich verlieren. Ihre Sinne werden abgestumpft und verlangen nach Erhaltung der Alltagsspeise. Auf neuen Raub ausziehen, fehlt es ihnen an Mut, Schwungkraft und Geschicklichkeit. So bleiben sie einander treu." Poetisch drückt dies noch Rob. Hammerling aus: „Wenn uns Gewohntes hold und lieb geworden, so ängstigt uns, so schmerzt uns fast das Neue."

„Wenn das Zusammenleben zweier Menschen," so äußert sich Max Nordau, „die einander einen Augenblick geliebt und dadurch bewiesen haben, daß sie annähernd harmonisch zueinander gestimmt sind, eine Weile gedauert hat, so wird es zu einer Gewohnheit, welche die Treue mächtig unterstützt. Man empfindet vielleicht nach einiger Zeit gar nichts mehr für einander, nicht die geringste Liebe, nicht einmal Freundschaft, aber die Gemeinschaft hält doch und hält sogar recht fest. Bei dieser Umgestaltung der Gefühle ersetzt die Gewohnheit unmerklich Partikelchen für Partikelchen die sich verflüchtigende Liebe, und wenn diese vollends verschwunden ist, bleibt doch die Form des Lebensbundes der beiden Menschen erhalten, und ob diese Form auch starr und kalt ist, so ist sie doch dauerhaft und widerstandskräftig. Ist die Ehe mit Kindern gesegnet, so überträgt sich die Zärtlichkeit der Eltern auf diese, und aus ihrem Gemüte erwächst eine neue Liebe, welche sich gleichmäßig um beide Eltern schlingt und sie zusammenhält wie eine Kletterpflanze, die mit ihren Ranken zwei Bäume umwuchert und unlösbar verknüpft, und sie noch mit frischem Laub und Blüten bedeckt, wenn sie bereits abgestorben und verdorben sind."

Rührend ſchildert dieſes ſtille Glück gewohnheitsmäßigen Zuſammenlebens vieler alten Ehepaare der zeitgenöſſiſche Dichter Wildgans in ſeiner Tragödie „Liebe“:

. . . . . Sie leben ein Leben lang
Freundlich geſellt und werden von Jahr zu Jahr
Immer einander noch mehr und inniger zugetan!
Ihrer Freuden Frühling gleitet gewitterlos
In den ſtilleren Sommer, verklärt ſich zu mildem Herbſt,
Und der entſchlummerte Wunſch hält noch in Träumen feſt
Erſten Sichfindens ſüße Vergangenheit.

Endlich iſt als pſychiſche Hemmung gegen die Umſetzung der von erotiſchen Reizen erregten Geſchlechtstriebe in die Tat des Ehebruches auch die Angſt und Sorge vor Entdeckung des ſträflichen Verhältniſſes, die Scheu vor Schädigung des geſellſchaftlichen Rufes der Frau, vor Verachtung und Schande, die Furcht vor den Folgen des Treubruches zu erwähnen. Und ſo wird die Tugend der Treue nur durch die Untugend der Feigheit gerettet, wie bei Ibſens „Hedda Gabler“, welche nur aus Furcht vor dem Skandale von ſo was wie Untreue nichts wiſſen will. Allerdings iſt dieſe Hemmung in der Gegenwart durch die Umwertung der ſittlichen Anſchauungen über Eheſcheidung und Ehebruch in weiten Kreiſen der Öffentlichkeit geringer geworden.

Manche phyſiologiſche und pathologiſche Vorgänge im Organismus des Weibes, die in ſeiner Sexualität begründet ſind, bilden gleichfalls Hemmungen des Geſchlechtstriebes und ſeiner Befriedigung, ſo die Schwangerſchaft, Niederkunft, das Wochenbett, die Zeit des Stillens, gewiſſe

schmerzhafte Empfindungen im Genitale, welche bei Vollzug des Beischlafes neuralgische Beschwerden und Krämpfe hervorrufen, Überempfindlichkeit der Nerven der äußeren Geschlechtsorgane bei der geringsten Berührung, Dyspareunie und ähnliche Zustände. Auch gibt es frostige, frigide Frauennaturen, welche den Anreizungen der Erotik im allgemeinen nur wenig oder gar nicht zugänglich sind (Anaphrodisie). Bei ihnen sind die sexuellen Lustgefühle im ehelichen Zusammenleben so gering, daß infolge dieser Veranlagung kaum das physische Bedürfen nach einem fremden Geschlechtsverkehre zur Geltung gelangt. Diese Frauen können leicht tugendhaft sein, weil bei ihnen die Versuchung zur ehelichen Untreue fast gegenstandslos ist.

Manche Ärzte schätzen das Vorkommen solchen Mangels an geschlechtlichem Verlangen bei Frauen als sehr häufig ein. Gutceit nimmt an, daß bei 40 Prozent der Frauen, Debrunner sogar bei 50 Prozent derselben kein richtiges Geschlechtsempfinden herrscht. Ich halte diese Ziffern für viel zu hoch und vollständig falsch, da sie ja nur auf subjektiven Angaben der Frauen selbst beruhen und mich die Erfahrung gelehrt hat, daß solche Angaben oft ganz unglaubwürdig sind. Um sich interessant zu machen, auch dem Arzte gegenüber, versichern solche, vorwiegend hysterische Weiber, daß sie sexuell gar nichts empfinden und sich nach gar nichts sehnen.

III.

Phänomene des weiblichen Ehebruches

Geringere Entwicklung des sexuellen Triebes beim Weibe. — Unterschiede zwischen weiblichem und männlichem Geschlechtstriebe. — Anatomische, physiologische und psychologische Differenzierung. — Seelische Liebe und Geschlechtsakt. — Ehebruch oder Treue. — Verschiedene Typen ehebrecherischer Frauen.

Phänomene des weiblichen Ehebruchs

Als Fundamentalsatz für die Phänomenologie des weiblichen sexuellen Triebes und der durch ihn veranlaßten Untreue der Frau möchte ich hinstellen, daß im allgemeinen der Geschlechtstrieb bei dieser eine weit geringere von der Natur gesetzte Elementargewalt besitzt als beim Manne; daß in ihr die Komponente des Mutterschaftstriebes und des ethischen Momentes der seelischen Liebe weit die zweite bewegende Kraft der physischen Begattungsgier überragt, welche letztere den Mann nahezu vollständig beherrscht. Ich bin bei dieser Behauptung in Übereinstimmung mit anderen erfahrenen und scharf beobachtenden Gynäkologen, wenngleich im Gegensatze zu manchen sich ganz auf theoretischem Boden bewegenden Psychologen und zu der Mehrzahl der modern vorgeschrittenen emanzipierten Frauenrechtlerinnen, welche ihre Brunst öffentlich übertreiben und ihren geschlechtlichen Hunger laut auf den Markt hinausschreien.

Für die Wahrheit meiner These spricht die ganze Natur des Weibes, der anatomische Bau seines Körpers, die physiologische Funktion seiner Geschlechtsorgane, seine kulturgeschichtliche Entwicklung durch Jahrhunderte, die vererbte Anlage seiner Sexualität.

Die Entwicklung des Geschlechtstriebes erfolgt beim weiblichen Kinde später als beim männlichen, ist größeren Schwankungen im Lebenslaufe des Weibes unterworfen und steht mehr unter der Vorherrschaft der

Willkür als beim Manne. Der sexuelle Trieb erwacht erst in der Pubertätszeit des Mädchens, mit dem Auftreten der Menstruation, zu einer unbestimmten Empfindung des Hinneigens zu Personen des anderen Geschlechtes, und bleibt lange Zeit in der Verpuppung jugendlichen Schwärmens eingekapselt. Das geschlechtlich unerfahrene, gut veranlagte und wohlerzogene Mädchen hat nur eine naive Sinnlichkeit, ein unklares Denken an etwas, das sein Herz ersehnt, ein rätselhaftes Wünschen nach Liebe, aber trotz des Erwachens der Weibnatur kein triebartiges Begehren sexueller Richtung. Und dies oft auch nicht bis in die erste Zeit der Ehe hinein.

Nur der Verführung durch geschlechtlich erfahrene Freundinnen, skrupellose junge Männer, schlechte erotische Lektüre, unzüchtige Schaustellungen und dergleichen gelingt es bei solchen Mädchen, die angeborene und anerzogene Schamhaftigkeit zu überwinden und eine geschlechtliche Begehrlichkeit zu wecken, welche zur Lüstelei und Triebhaftigkeit führen kann.

Ein körperlich gesundes, geistig unverdorbenes, sinnlich unberührtes Mädchen, das überdies nur vernunftgemäß „aufgeklärt" wird, tritt in die Ehe mit einem tiefen Gefühle der Keuschheit. Erst die Gemeinsamkeit mit dem Manne erzieht die Frau zum geschlechtlichen Genusse, welcher in der Norm keineswegs solche Gewalt hat, daß er Sitte und Zucht schrankenlos überschreitet. In der Regel bedarf es in der ersten Zeit der Ehe eines impulsiven Vorgehens des Mannes, um sich die Gefolgschaft der Gattin auf dem erotischen Gebiete zu sichern. Vorwiegend ist im allgemeinen in der Betätigung des Geschlechtstriebes im ehelichen Leben der

Fortpflanzungstrieb der Frau, und mit seiner Erfüllung sinkt die sexuelle Begierde infolge mehrfacher Geburten allmählich in abgeklärter Ruhe zur Passivität des vorgeschrittenen Alters. Nur durch besondere aufreizende äußere und innere Einflüsse, die wir bereits besprochen haben, gelangen die sinnlichen Triebe zu einer solchen Macht, daß sie den Anlaß zur geschlechtlichen Untreue der Frau geben.

Sage und Glaube haben vielfach das Verdienstliche der Wahrung von Keuschheit auch im Ehebunde betont, und die „reine Mutter" ohne Verletzung der Keuschheit als vorbildlich hinstellt. Die chinesische Legende erzählt, daß zur Zeit, als es bloß einen Mann und eine Frau gab, diese zwar die Erde bevölkern, aber dabei ihre Jungfräulichkeit wahren wollte. Die Götter anerkannten die Reinheit dieses Wunsches und begnadeten die erste Frau damit, schon durch den Blick ihres Gatten geschwängert zu werden, so daß eine Jungfrau die Mutter der Menschen wurde. (Helvetius, De l'esprit.) Religiöse Zeloten des Mittelalters haben von den glaubensstarken Frauen „Abtötung des Fleisches" auch in der Ehe verlangt, so daß Liebe und Ehe als streng gesonderte Begriffe eingeschätzt wurden. Hofkaplan Andreas schreibt sogar in seinem Buche über die Liebe: „Es steht ganz fest, daß zwischen Gatten die Liebe keinen Platz hat." Zenobia, die Gemahlin des Königs Odenathus, war so fromm, daß sie diesem den ehelichen Geschlechtsverkehr nur so weit gestattete, als er zur Erzeugung eines Erben notwendig war.

Die Behauptung mancher Psychologen, daß beim Weibe der Geschlechtstrieb weit intensiver als beim Manne und

immer lebendig ist, muß als ganz falsch bezeichnet werden und beruht auf Verwechslung der Begriffe Sexualität und Geschlechtstrieb. Nicht der letztere, wohl aber die Geschlechtlichkeit nimmt im Leben der Frau einen breiteren Raum ein, besitzt jederzeit bei ihr eine machtvollere Gestaltungskraft als beim Manne. Von der Geschlechtlichkeit, das heißt von der sexuellen Organisation, von den Funktionen der Sexualität, von den Rückwirkungen der Vorgänge im Genitale auf den ganzen Gesamtorganismus, ist das Weib ausgefüllt, nicht aber von dem Triebe. Nicht dieser Geschlechtstrieb, sondern dessen letzte Wirkungen sind für die Frau wichtiger, eben weil die weibliche Sexualität eine breitere Basis hat als das Geschlechtsleben des Mannes.

Der geschlechtliche Mischakt ist dem Manne nur eine Episode, eine momentane Befriedigung seines Gelüstelns, er geht dann leichten Schrittes davon. Seine Gier ist gelöscht und oft genug seine Anteilnahme erledigt. Die Frau empfindet dagegen tief die nachwirkenden umstürzlerischen Konsequenzen der geschlechtlichen Handlung. Nach dieser beginnt erst die weibliche Brutpflege, die Sorge für das Kind, eine schwerwiegende Verantwortung, welche der Mann häufig genug brutal ablehnt. Für ihn ist darum die geschlechtliche Untreue eine eruptive Hebung seines sexuellen Ichgefühles, für die Frau bedeutet der Ehebruch einen schweren Eingriff in ihr physisches und psychisches Sein, eine Demütigung ihres Selbstbewußtseins.

Beim potenten Manne ist infolge seiner raschen sexuellen Reflexaktionen, sowie durch das äußere Hervortreten seiner Geschlechtscharaktere die psychologische und physische Be-

jahung zum geſchlechtlichen Akte ſtets und immerdar vorhanden. Beim Weibe bilden ſchon zeitliche ſexuelle Vorgänge im Organismus einen körperlichen Zwang zur Negation und iſt auch der Wille zur Machtfreiheit zumeiſt ein ſtärkeres Motiv, als der ſinnliche Trieb zur gebotenen Luſtbefriedigung.

Das geſchlechtliche Verlangen des Weibes iſt im allgemeinen nicht ſo zielſtrebend wie das des Mannes. Jenes begnügt ſich ſchon mit der Befriedigung des ſinnlichen Bedürfniſſes der körperlichen Berührung, wünſcht zärtliche Betaſtung, ſchmeichleriſches Umkoſen und wird oft durch dieſe geringeren Grade der ſexuellen Annäherung ſchon hinlänglich befriedigt, während der Mann gleich aufs Ganze geht, den vollen Beſitz des weiblichen Körpers usque ad finem verlangt, den Moment des Schlußaktes „einen Augenblick gelebt im Paradieſe“. Der ſpieleriſchen geſchlechtlichen Eroberungsſucht des Weibes iſt ſchon die Eitelkeit befriedigend, den Mann ſich zu Füßen liegen zu ſehen, während dieſer ſich erſt dann als Sieger erkennt, wenn die Frau unter ihm liegt. Aber dann iſt auch ſeine Gier voll geſättigt und ſein Wünſchen erſchöpft, während die Frau auch über den Akt weiter hinaus noch dem Luſtgenoſſen Anhänglichkeit und Sehnſucht wahrt. „Des Mannes Liebe“, heißt es in Byrons ‚Don Juan‘, „hört meiſt auf, wenn er das Erſtrebte beſitzt; die Frau dagegen empfindet doppelte Zärtlichkeit für den Mann, dem ſie ihre Gunſt gewährt hat.“

Dadurch, daß im Geſchlechtstriebe der Frau das Element der ſeeliſchen Liebe vordrängt, wenn auch im Hintergrunde die ſinnlichen Lüſte lauern, daß dieſe Liebe ſich im Denken und Fühlen auf den einen Mann konzentriert und das

Beſtreben hat, nicht nur ſelbſt glücklich zu ſein, ſondern ihm die größte Seligkeit zu bereiten; dadurch, daß bei der Frau der Kampf zwiſchen Liebe und Leidenſchaft kein ſo heftiger iſt wie bei dem ſinnlicheren Manne — iſt die weibliche Treue viel ſicherer gewahrt und behütet als bei ihm. Keuſchheit und Sittenreinheit ſind dem edlen Weibe angeborene moraliſche Empfindungen, welche die Treue in ſich ſchließen. Die echte Liebe ruht feſt in der Frauenſeele und beherrſcht ſo ſehr den Geſchlechtstrieb, daß zu allen Zeiten Beiſpiele leuchteten, in denen Frauen den Tod einem geſchlechtlichen Treubruche vorzogen.

Der differente anatomiſche körperliche Bau und die verſchiedene phyſiologiſche Veranlagung von Mann und Weib hat ſchon die Folge, daß jener, deſſen ſexuelle Organe nach außen liegen, zum Angriffe führt, daß er die ſuchende, fordernde, aktive und exzitierende Rolle inne hat, während die Frau, deren Genitale verborgen im Schoße des Leibes ruht, die abwartende, empfangende, gewährende, paſſive Partei bildet.

Beim Weibe ſind der Geſchlechtstrieb und die Liebesempfindung, beide Gewalten zuſammen, viel inniger verknüpft als beim Manne. Bei dieſem läßt ſich der phyſiſche Trieb und das pſychiſche Bedürfen ſo leicht trennen, daß der erſtere bei der Mätreſſe befriedigt wird und die ſeeliſche Liebe gleichzeitig an der eigenen Frau haften kann. Das normale Weib aber gibt ſich nur dem Manne geſchlechtlich vollkommen hin, bei dem ſie auch eine Befriedigung ihres höheren Liebebedürfens erlangt, ſo daß beiderlei Sehnſucht gleichzeitig erfüllt wird. Nur auf der tiefſten Stufe weiblicher Verworfenheit, bei der Dirne,

herrſcht eine Trennung der oben geſchilderten beiden Gewalten, indem ſie ihren Leib zum wollüſtigen Gebrauche jedermann zur Verfügung ſtellt, und gleichzeitig an den Zuhälter für Befriedigung ihrer noch reſtlichen Liebesgefühle hängt.

Der ganze Vorgang des geſchlechtlichen Miſchaktes iſt beim Manne ſtürmiſch, hemmungslos, raſch der Löſung ſeiner ſpannenden Dränge entgegenſtrebend, während die ſexuelle Handlung der Frau viel komplizierter verläuft, nicht gleich dem Impulſe folgt, auf langſameren Gang eingeſtellt iſt und der Willkür mehr unterliegt. Die Erektion des männlichen Gliedes, eine unerläßliche Vorbedingung der Einleitung der Begattung, erfolgt unbeeinflußbar von dem Willen des Mannes durch das Wirken der mechaniſchen Kräfte, welche auf dem Wege des Reflexes die Blutüberfüllung der mächtigen Schwellkörper des männlichen Organes veranlaſſen und mit brutaler Gewalt, oft mit Schmerzen und Krämpfen, zur Löſung dieſer Schwellung durch Entleerung des Samens drängen, ein Drang, welcher als Detumeszenztrieb bezeichnet wird.

Der Bau der Gewebe des weiblichen Genitale weiſt nur ſehr geringe Andeutungen von ähnlichen Schwellkörpern, nur recht unweſentliche Vorgänge der Blutſtauung und Schwellung auf; es kommt nicht zu körperlichen intenſiven Drängen, und dieſes elementare Gieren nach Wolluſt entfällt bei der Frau. Die Endlöſung von Spannungen, wie beim Manne das Ejakulationsgefühl des Samens im Akte, hat nur eine ſchwache Analogie bei der Frau in der Abſonderung gewiſſer Sekrete der Genitalſchleimhaut und einer angenehmen Sekretionsempfindung. Dieſe letztere bleibt ſogar

den meiſten verheirateten Frauen ihr ganzes Leben lang unbewußt und unbekannt; nur erotiſch ſehr kundigen und in den Liebesgeheimniſſen ſehr erfahrenen Weibern iſt ſie nicht fremd.

Der Orgasmus des höchſten Wolluſtgefühles beim Geſchlechtsakte iſt auch nicht bei beiden Geſchlechtern gleichmäßig ablaufend. Bei dem Manne beginnt die Wolluſt beim Eintritte des Samens aus den Samenbläschen in die Harnröhre, ſchwillt raſch lawinenartig an und erreicht den Kulminationspunkt mit Entleerung des Samens und verſchwindet nach dieſem Momente. Bei dem Weibe tritt im Akte die Wolluſt viel langſamer und erſt durch mancherlei ſchmeichelnde Liebkoſungen gefördert ein, entwickelt ſich nur allmählich zur Kulmination, hält aber auch nach der Begattung einige Zeit an; der Höhepunkt der weiblichen wollüſtigen Erregung im Geſchlechtsakte erfolgt zumeiſt ſpäter als der des Mannes.

Die Natur ſelbſt hat in richtiger Wertung der geringeren Gewalt des Geſchlechtstriebes beim Weibe und der intenſiveren Anreizung beim Manne nur für den letzteren eine ſpontane Abhilfe der Dränge und Befreiung von dieſen durch Pollutionen geſchaffen, durch unwillkürliche Samenentleerungen während des Schlafes (namentlich bei jungen Männern). Bei jungen Mädchen und bei Frauen ſind ſolche ſexuelle Präventivvorgänge nicht nötig und auch nicht von der Natur vorgeſehen. Nur ſehr ſelten und dies nur bei ſehr laszíven, immer ſexuell erregten Frauen finden pollutionsähnliche Abſonderungen der weiblichen Geſchlechtsdrüſen während des Schlafes in erotiſchen Träumen ſtatt.

Eine physiologische Grundlage hat auch die psychische Beobachtung, daß junge Männer nach Erlangung der Geschlechtsreife sicherer in ihrem Auftreten, selbstbewußter, angriffslustig werden, kühn und unternehmend; während das junge Mädchen mit dem Erreichen der Pubertät noch scheuer, schüchterner, schamhafter wird.

Der mannbar gewordene Jüngling denkt bei Tag und Nacht an erotische Erfolge und Siege über die Frauen, die Jungfräuliche träumt von einem unbestimmten Glücke, welchem sie sich in schmiegsamem Wesen hingibt. Der junge geschlechtliche Eroberer denkt an die Frauen, das sexuell reifende Mädchen an den Mann. Von Natur aus ist der Mann durch seine wechselnden, flüchtigen erotischen Lüste polygamisch angelegt, die Frau, ihrer tieferen, inneren Empfindung der Beständigkeit entsprechend, monogamisch gesinnt. Demzufolge ist, wie schon Schopenhauer betont, „die eheliche Treue dem Manne künstlich, dem Weibe jedoch natürlich und darum Ehebruch des Weibes, wie objektiv wegen der Folgen, so auch subjektiv wegen der Naturwidrigkeit, viel unverzeihlicher als die des Mannes".

Eine Erziehung, auf mehr als ein Jahrtausend zurückreichend, hat überdies das weibliche Geschlecht gelehrt, den natürlichen sexuellen Trieb durch hemmende Vorstellungen von Religion, Sittengesetz, Männergewalt, Gesellschaftszwang zurückzudrängen; und auf solche Weise ist die Vererbung einer Charaktereigenschaft zustandegekommen, welche die Macht dieses Triebes herabdrückt. Auch die Beschäftigung der Frau in der Häuslichkeit und im Schoße der Familie lenkt die Gedanken von dem Triebhaften ab, wäh-

rend der Mann in Übung seines Berufes, im Kampf und Spiel, in Geselligkeit und Gelage, in Geschäft und Politik immer von einer gewissen Leidenschaftlichkeit beherrscht wird, die sich sehr leicht in Erotik umsetzt. „Kaum, daß ich Bachus den lustigen habe, kommt schon Amor, der schelmische Knabe." (Schiller.)

Demgemäß ist das Treugefühl und die Pflicht des Treuehaltens bei der Frau mächtiger als beim Manne. Bei ihr dient das seelische Gefühl der Liebe und Hingebung als dichter Schleier für den Geschlechtstrieb, „den heiligsten von unseren Trieben" (Goethe), den in unverhüllter Nacktheit zu zeigen der Mann sich nicht scheut. Das seelische Liebesgefühl ist bei der tugendhaften Frau vor und in der Ehe das leitende Motiv der Hingabe an den erwählten Mann, während bei dem Manne im allgemeinen die ersten Impulse von dem sexuellen Triebe ausgehen und zumeist erst nach der Verbindung mit dem ersehnten weiblichen Wesen sich bei ihm die Liebe und das Liebesglück zeigt. Die Frau betrachtet den Begattungstrieb als niedriger stehendes Hilfsmittel ihres Fortpflanzungstriebes im Dienste der Erreichung des angestrebten Zieles der Mutterschaft und bekennt sich zu Nietzsches Ausspruch: „Alles im Weibe ist ein Rätsel, und alles im Weibe hat seine Lösung, sie heißt Schwangerschaft", „der Mann ist für das Weib nur Mittel, der Zweck ist immer das Kind."

Es herrscht übrigens bei beiden Geschlechtern manche Analogie, beruhend auf dem anatomischen Baue der Schleimhäute, wie auf der Beeinflussung durch das Zentralnervensystem, zwischen Geschmackssinn und Ge-

ſchlechtsſinn. Hierbei zeigt ſich, daß der Mann viel entwickeltere Tendenz für kulinariſche Genüſſe und viel mehr Leiſtungsfähigkeit im Eſſen und Trinken beſitzt als die Frau. Schlemmer, Gourmands und Gourmets, deren Sinn auf Gaumenkitzel und Magenüberfüllung gerichtet iſt, welche aus dem Frönen des Geſchmackes und dem Kulte des Taſelns ein eigenes Studium betreiben, ſind vorwiegend männlichen Geſchlechtes. Die Frau iſt dieſem Beherrſchtſein von dem niederen Sinne weniger unterworfen, ſie iſt zumeiſt mäßig und anſpruchslos in dem leiblichen Bedürfen der Ernährung, nur liebt ſie mehr das Süße. So war es ſchon bei den alten Römern, deren lukulliſche Mahle das höchſte Entzücken und die größte Verſchwendung der vornehmen Patrizier bildeten, wie bei den alten Germanen, deren Trinkfeſtigkeit als männliche Tugend galt. Und ſo iſt es bis in die Gegenwart hinein, da der hervorragende Küchenchef die Hochachtung und Wertſchätzung der Ariſtokraten und Plutokraten genießt. Ein Gleiches gilt von dem Vorwalten der Geſchlechtsgier und der Wolluſtbefriedigung beim Manne gegenüber der niederen Triebhaftigkeit bei der Frau.

Der Dichter Max Halbe ſagt von ſeinem neuen Romane „Jo“, er habe ſich in dieſem, etwa im Tizianiſchen Sinne, die Aufgabe geſtellt, das Problem der himmliſchen und irdiſchen Liebe, das Urproblem aller Menſchlichkeit, das heißt Menſchwerdung, zu behandeln; daher ſtellt er zwei Frauen als Heldinnen in den Vordergrund: Die Frau, die zur Mutter, zur himmliſchen Liebe, und die Frau, die zur Geliebten, zur irdiſchen Liebe geboren iſt.

Die Differenz der männlichen und weiblichen Erotik hebt E. Lucka in folgender Weise hervor: „Der primäre Geschlechtstrieb ist bei der Frau übers ganze Wesen verbreitet und hat sich ohne entschiedene Schwankung und Veränderung geläutert; beim Manne ist er immer nur auf abgegrenzte Bezirke seines körperlichen und seines seelischen Lebens beschränkt geblieben. Etwas Neues, die seelische Liebe hat hinzukommen müssen, damit die endgültige Form der persönlichen Liebe erreicht werde.“ „Echte Liebe“, sagt J. J. Rousseau (‚Die neue Heloise‘), „ist die keuscheste aller Verbindungen. Ihr sinnliches Feuer ist es, das unsere natürlichen Triebe reinigt. Das Herz folgt den Gelüsten nicht, es lenkt sie. Züchtigkeit und Ehrbarkeit begleiten sie selbst im Schoße der höchsten Lust; sie allein weiß dem Verlangen alles zu vergönnen, ohne der Scham etwas zu entziehen.“ Und Debay, ein Kenner der Frauen, welcher ihre „dreißig Schönheiten“ beschrieben hat, schätzt die Gewalt des weiblichen Geschlechtstriebes so gering ein, daß er den Ausspruch tut: „Niemals ist die Sinnlichkeit schuld, wenn Frauen fallen; das Herz, die Phantasie oder die Eitelkeit verursachen stets ihren Fall.“

„Im unverdorbenen Weibe“, so sagt Joh. G. Fichte, „äußert sich kein Geschlechtstrieb und wohnt kein Geschlechtstrieb, sondern nur Liebe, und diese Liebe ist der Naturtrieb des Weibes, einen Mann zu befriedigen. Im Weibe erhielt der Geschlechtstrieb eine moralische Gestalt, weil er in seiner natürlichen die Moralität derselben ganz aufgehoben hätte... Das Weib kann sich nicht eingestehen, daß es sich hingebe; das Weib kann überhaupt sich nicht hingeben der Geschlechtslust, um ihren eigenen Trieb zu befriedigen. Sie wird in

dieſer Handlung Mittel für den Zweck eines anderen, weil ſie ihr eigener Zweck nicht ſein konnte, ohne ihren Endzweck, die Würde der Frau, aufzugeben."

Eine hübſche Erklärung für das Vorherrſchen des Fortpflanzungstriebes beim Weibe gibt Schopenhauer: „Es iſt eine beachtenswerte Erſcheinung, daß während jedes Weib, wenn beim Generationsakte überraſcht, vor Scham vergehen müßte, ſie hingegen ihre Schwangerſchaft ohne eine Spur von Scham, ja mit einer Art Stolz zur Schau trägt, da doch überall ein unfehlbar ſicheres Zeichen als gleichbedeutend mit der bezeichneten Sache ſelbſt genommen wird; daher auch jedes andere Zeichen des vollzogenen Koitus das Weib im höchſten Grade beſchämt, nur die Schwangerſchaft nicht." Und gleichſinnig äußert ſich Lombroſo: „Die Liebe des Weibes zum Manne iſt nichts als ein ſekundärer Charakter der Mutterſchaft."

Die Tatſache, daß der Geſchlechtstrieb beim Manne viel heftiger und ungeſtümer auftritt als beim Weibe, begründet O. Friedländer damit, daß im männlichen Geiſte die heterogenſten Elemente aus allen pſychiſchen Gebieten zuſammenkommen, die um die Vorherrſchaft kämpfen und die ſexuellen Inſtinkte zu verdrängen ſuchen, dieſe aber gerade durch die Kontraſtwirkung deſto ſtärker empfunden werden, während ihre gleichmäßige Verteilung über die ganze Seele des Weibes ſie nicht mit beſonderer Schärfe zur Abhebung kommen läßt." „Die Liebe", ſagt Ellen Key, „geht bei der Frau meiſtens von der Seele zu den Sinnen und kommt manchmal gar nicht ſo weit, während ſie beim Manne meiſtens von den Sinnen zur Seele geht und manchmal gar nicht ans Ziel gelangt." Und weiter: „Es iſt eine phyſio-

logische und physikalische Tatsache, daß der Mann oder die Frau, die dem anderen zum ersten Male die Lust der Sinne mitteilt, eine Macht bei diesem erhalten kann, die niemals ganz aufhört. Da der erwähnte Einfluß bei der Frau ausgesprochener ist, ist ihre Treue auch aus diesem Grunde naturnotwendiger geworden als die des Mannes."

„Es ist eben die Tatsache nicht aus der Welt zu schaffen," sagt M. Flesch, „daß das ursprüngliche treibende Moment zum Eingehen sexueller Beziehungen für den Mann in der geschlechtlichen Vereinigung, für die Frau in der Mutterschaft liegt. Welcher Trieb der stärkere ist, braucht nicht diskutiert zu werden, denn es handelt sich nicht um einen Unterschied der Quantität, sondern um einen solchen der Qualität." Darwin hält es bei allen Tieren als erwiesen, daß das Weibchen weniger intensive sexuelle Begierde hat als das Männchen, sich durch lange Zeit dem Männchen zu entziehen sucht und längere Erregung durch Werbung bedarf.

Lombroso ist der Ansicht, daß alles, was die Frau an den Mann fesselt, nicht sexuellen Impulsen, sondern aus dem durch Anpassung erworbenen Instinkte der Unterwerfung und Hingabe entspringt.

Die Naturforscher betonen im allgemeinen, daß der ganze komplizierte Apparat des weiblichen Genitale weniger für Befriedigung des Geschlechtstriebes geeignet ist, als für die Erfüllung der Funktion der Mutterschaft. Gynäkologen, wie Hegar, Litzmann, Tilt, nehmen eine geringere geschlechtlichere Erregbarkeit, ein minderes sinnliches Sexualverlangen beim Weibe an als beim Manne, und derselben Ansicht sind Nervenärzte wie Erb, Löwenfeld. „Ist

das Weib geistig normal entwickelt und wohlerzogen," schreibt v. Krafft-Ebbing, „so ist sein sinnliches Verlangen ein geringes. Wäre dem nicht so, dann müßte die ganze Welt ein Bordell und Ehe und Familie undenkbar sein. Jedenfalls sind der Mann, welcher das Weib flieht und das Weib, welches dem Geschlechtsgenusse nachgeht, abnorme Erscheinungen." „Das Weib wird um seine Gunst umworben. Es verhält sich passiv. Es liegt dies in seiner sexuellen Organisation und nicht bloß in den auf dieser fußenden Gebieten der guten Sitten begründet. Gleichwohl macht sich in dem Bewußtsein des Weibes das sexuelle Gebiet mehr geltend, als in dem des Mannes. Das Streben nach Liebe ist größer als bei diesem, kontinuierlich, nicht episodisch, aber diese Liebe ist eine mehr geistige als sinnliche. Während der Mann zunächst das Weib und in zweiter Linie die Mutter seiner Kinder liebt, findet sich im Bewußtsein des Weibes im Vordergrund der Vater ihres Kindes und dann erst der Mann als Gatte. Vor der Mutterliebe schwindet die Sinnlichkeit. In dem ferneren ehelichen Umgange findet die Frau weniger eine sinnliche Befriedigung, als einen Beweis der Liebe und Zuneigung des Gatten. . . Das Weib liebt mit ganzer Seele, Liebe ist ihm Leben, dem Manne Genuß des Lebens. . . Jedenfalls ist die seelische Richtung des Weibes eine monogame, während der Mann zur Polygamie hinneigt. . . Unendlich schwerer fällt moralisch ins Gewicht, und viel schwerer sollte gesetzlich wiegen der Ehebruch des Weibes gegenüber dem vom Manne begangenen. Die Ehebrecherin entehrt nicht nur sich, sondern auch den Mann und die Familie, abgesehen davon, daß es heißt: Pater incertus. Naturtrieb und gesellschaft-

liche Stellung bringen den Mann leicht zu Fall, während dem Weibe vieles Schutz gewährt."

Gegensätzlich zu den eben entwickelten Anschauungen sind hochmoderne, aber vollkommen unbegründete Behauptungen exaltierter Psychologen und krankhaft überreizter Frauenrechtlerinnen.

Weininger versteigt sich zu folgender Äußerung, welche nicht das Resultat eines Studiums des allgemeinen Frauenlebens ist, sondern nur der Erkenntnis des — Prostitutionswesens. Er schreibt in seiner pathologischen Einseitigkeit: „Der Gedanke des Koitus wird von der Frau stets und in jeder Form, in der er sich vollziehen mag, lebhaft ergriffen und nie zurückgewiesen; sie verneint ihn nicht... Die Vorstellung ergreift völlig von ihr Besitz und beschäftigt sie unausgesetzt weiter, bis sie von anderen Vorstellungen ebenso sexuellen Charakters abgelöst wird... Das Bedürfnis, selbst koitiert zu werden, ist zwar das heftigste Bedürfnis der Frau, aber es ist nur ein Spezialfall ihres einzigen, vitalen Interesses, das nach dem Koitus überhaupt geht; des Wunsches, möglichst viel, von wem immer, wo immer, koitiert zu werden. Der Koitus ist der höchste Wert der Frau, ihn sucht sie immer und überall zu verwirklichen."

Ebenso konsequent wie unberechtigt ist, was dieser Psycholog in seiner Misogynie über die eheliche Treue der Frau sagt: „Für die Frau ist der Ehebruch ein kitzelndes Spiel, in welchem der Gedanke der Sittlichkeit gar nicht, sondern nur die Motive der Sicherheit und des Rufes mitsprechen. Es gibt kein Weib, das in Gedanken ihrem

Manne nie untreu geworden wäre, ohne daß es aber darum dies auch schon sich vorwürfe. Denn das Weib geht die Ehe zitternd und voll unbewußter Begier ein und bricht sie, da es kein der Zeitlichkeit entrücktes Ich hat, so erwartungslos, so gedankenlos, wie es sie geschlossen hat. Jenes Motiv, das einem Vertrage Treue wahren heißt, kann nur beim Manne sich finden; für die bindende Kraft eines gegebenen Wortes fehlt der Frau das Verständnis."

Gleich unwahrhaftig wie diese kühn hingestellten Lehrsätze sind die gemachten Gefühlsausbrüche der vorgeschrittenen Frauenrechtlerinnen der Gegenwart und ihre krankhafte Überwertung des eigenen Triebes. Sie rufen immer wieder, daß der weibliche Geschlechtstrieb so groß, so gebieterisch, so gewaltig ist, so treibend zum Manne, zur geschlechtlichen Vereinigung, daß der wilde Leidenschaftsstrom alles sich ihm Entgegensetzende niederreißt, alle Dämme, alle geltenden Sittengesetze, alle Verachtung und jegliche Strafe hinwegzuräumen sucht. „Das Weib", so behaupten sie, „hungert immer geschlechtlich, hungert." Solche Frauen belügen sich selbst, und die anderen fälschen ihre Empfindungen, übertreiben die Macht ihrer Triebe, steigern ins Ungemessene die Gewalt ihrer Dränge, potenzieren die Bilder ihrer unreinen Phantasie, berauschen sich im Hochgenusse ihres Sinnentaumels und verlangen zügellose Befriedigung ihrer Lüste. Ihre Schilderungen entsprechen nie und nimmer dem wahren Empfinden einer normalen Frau, sondern sind pathologische Äußerungen der Dekadenz des Weibes.

Wenn schon im allgemeinen die Treue ein hoher sittlicher und auch materiell einzuschätzender Wert ist, wenn

schon die beiderseitige eheliche Treue mit Recht als sichere Grundlage des Familienlebens und des inneren Friedens in der Ehe gilt — so ist doch die Erschütterung, welche die von seiten der Frau ausgehende Untreue auf die ganze Struktur der ehelichen Gemeinsamkeit übt, eine viel gewaltigere und tiefer greifende, als wenn der Ehebruch vom Manne begangen wird. Denn die weibliche Untreue wirkt weit über den engeren Familienkreis hinaus, bedroht nicht nur das Verhältnis der Eltern zu den Kindern, sondern zerstört den sittlichen Aufbau des ganzen Stammes, der Rasse, des Staates.

Durch die Treue in der Ehe bekundet die Frau ihre weibliche Tugend, ihre Standhaftigkeit, ihren Charakter und ihre Willenskraft; sie erhöht die Ehrfurcht vor sich selbst und gewinnt die Hochschätzung ihrer Umwelt; sie erringt einen hohen ethischen Schatz für das eigene Sein wie für die Lebensgestaltung ihrer Kinder bis in die späteren Generationen. Durch Beherrschung des Geschlechtstriebes und die Leitung desselben in die selbstlosen Bahnen der ehelichen Gemeinschaft, durch persönliche Liebe und unwandelbare Treue gelingt der Frau der große Triumph, Sinnlichkeit und Sittlichkeit in reiner Harmonie zu vereinen.

Zum Glücke für die Familie, die Gesellschaft und das Volk herrscht bei der überwiegenden Mehrzahl der Frauen aller Bevölkerungsschichten und aller Standeskreise in einer großen Breite ein tiefes sittliches Bewußtsein von den Anforderungen der Ehe, von der Pflicht geschlechtlicher Treue gegen den Mann, den eigene Wahl oder die Fügung des Geschickes zum Gatten bestimmt hat, ein warmes Rechtsgefühl für die Gesetzeskraft der in

der Ehe gebotenen Satzungen von Ethik und Moral. Selbst in dem berüchtigten „Abenteuer des Chevalier von Faublas“ ist zu lesen: „Man trifft bei weitem weniger selten, als es zugestanden wird, weise Gattinnen, treffliche Familienmütter. Es gibt deren, die ihr Blut für das Glück ihrer Gatten und Kinder vergießen würden. Ich kannte Frauen, die mit den friedfertigsten Tugenden ihres Geschlechtes die männlichen verbanden, und den ihrer würdigen Gatten das Beispiel großmütiger Aufopferung, die schwierigen Lehren eines unermüdlichen Mutes, einer unerschöpflichen Geduld gaben.“

Aber der Organismus des Weibes ist nicht gepanzert gegen die von uns analysierten Anreizungen des Geschlechtstriebes; der Ehebruch der Frau gehört zu den häufigsten und schwerwiegendsten sozialen Übelständen der Gegenwart; ewig wahr bleibt Shakespeares Spruch: „Schwachheit, dein Name ist Weib.“

Wir wollen nun die Wesensart verschiedener Frauentypen einer näheren Analyse unterziehen, wie sie infolge ihrer körperlichen Konstitution, ihres seelischen Charakters, ihrer angeborenen und anerzogenen Fähigkeiten, ihres durch die Ehe veränderten Milieus und der Beeinflussung durch den Gatten sich gegenüber den Aufreizungen ihres Geschlechtstriebes verhalten, und wie sie auf vielverschlungenen Pfaden zum Ehebruche gelangen. Ich hebe hierbei folgende Gegenwarts-Typen hervor: Die Frau des kultivierten Muttertypus, die kinderlose Frau, das sittlich degenerierte Weib, die Frau des Mammonfürsten, der Messalinentypus, die Frau des

Wahlverwandtschaftsempfindens, die unverstandene Frau, die moderne emanzipierte Frau.

Der Typus der ehebrecherischen Frau, welche um Geldeswillen die geschlechtliche Treue verkauft und löst, soll hier nicht berücksichtigt werden, ebensowenig jener der untreuen Frau, die des gemeinen materiellen Vorteiles wegen oder um Auszeichnung und Zuwendungen für sich, ihre Familie, ja selbst für den eigenen Gatten zu erlangen, den letzteren betrügt und verrät. Dieser Typus, ob in hohen oder niederen Gesellschaftskreisen vorkommend — und nur allzu häufig tritt er auf — gehört nicht in den Rahmen dieser Studie, sondern ist dem zweiten Teile dieses Buches vorbehalten und unter den Begriff der Prostitution einzureihen, welche mit den Geschlechtsorganen Geschäft, Handel und Schacher treibt, also aus ganz anderen Motiven hervorgeht als denen, die wir hier physio-psychologisch zu erforschen suchen.

Auch soll hier nicht die Rede sein von jenen Ehebrecherinnen, welche durch physische Gewalt oder seelische Nötigung gezwungen werden, die geschlechtliche Treue zu verletzen, gegen ihren eigenen Willen und trotz ihres bis zur Lebensvernichtung gehenden Widerstandes. In dem schrecklichen Kriege der Gegenwart sind solche Fälle vorgekommen, daß treue Gattinnen und brave Mütter dem unwiderstehlichen Zwange des brutalen Feindes sich geschlechtlich ergeben mußten. Ähnlich liegen andere Zwangsfälle, wo Frauen zur eigenen, wie zur Lebensrettung des Mannes oder Kindes ihre geschlechtliche Ehre opfern zu müssen glaubten. Eugen Sue erzählt in einem seiner

Romane, daß eine ſchöne junge Frau, deren einziges Kind im Sterben liegt, in ihrer Verzweiflung einen berühmten Arzt holt, welches menſchliche Scheuſal jedoch erklärt, das Kind nur dann zu retten, wenn ſie ihn mit ihrem eigenen Leibe entlohnt. Und die Mutter gibt ſich dem Niederträchtigen hin.

Endlich wollen wir an dieſer Stelle auch nicht von jenen Ehebrecherinnen ſprechen, welche infolge von ausgeſprochenen Zuſtänden angeborener oder erworbener geiſtiger Schwäche oder von Pſychoſen perverſes krankhaftes Sexualleben führen und dadurch die eheliche Treue brechen, daß ſie ſexuelle Delikte mit Knaben oder mit weiblichen Individuen verſchiedenen Alters begehen, oder ſogar widernatürliche Geſchlechtsbefriedigung mit Tieren, namentlich mit Hunden, ſuchen und finden. Die „lesbiſche Liebe“ zwiſchen einer verheirateten Frau und einer von ihr gewählten „Freundin“ iſt nicht ſo ſelten, als im allgemeinen angenommen wird und zuweilen von raſender Glut. Ich kenne mehrere Fälle, daß Damen der Geſellſchaft, als vortreffliche Gattinnen und Mütter angeſehen, aber perverſer Sexualität, ſtets in den Kurort in Begleitung eines jungen oder auch älteren ſchönen Mädchens reiſten und daſelbſt mit ihr intim zuſammenlebten, Tiſch und Bett teilten.

IV.

Der Muttertypus und die kinderlose Frau

Der Muttertypus in der Ehe. — Das reine Weib. — Die deutsche Hausfrau. — Beständigkeit in der Treue. — Die Führung des Gatten. — Der Ehebruch durch Verschulden des Gatten. — Die kinderlose Frau.

Der Muttertypus der Frau

Den kultivierten Muttertypus bietet die Frau, in welcher der Geschlechtstrieb nahezu gänzlich in dem Triebe der Fortpflanzung und Jungenaufzucht aufgeht, welcher über den Egoismus der Lustgefühle hinausgeht und zur Erfüllung der Naturforderung führt, die Rasse zu erhalten. Dieser Typus stellt die treueste Gattin und die beste Mutter in die Ehe. Er bietet „das festzusammengeschlossene, stille und stark in seiner eigenen Fülle harmonisch ruhende, mütterliche, holde Frauenwesen, das ganz eine schaffende, schauende, schöpferische Seele ist, aber nur das Heim schaffen will". (Goethe.)

Die Frau des kultivierten Muttertypus geht keusch und sittenrein in die Ehe mit dem Wunsche ihres Herzens, von dem geliebten Manne Kinder zu bekommen und diese heranzuziehen. Ihre Gegenwarts- und Zukunftsvorstellungen werden in friedlichen Bildern von dem Wirken in der Häuslichkeit, vom Schmücken des Heims, von sparsamer Tätigkeit mit dem Gatten, von Hoffnungen in bezug heranwachsender Kinder erfüllt. Sie wartet züchtig und stillvergnügt der Freuden des geschlechtlichen Verkehrs mit ihrem Gatten, ist befriedigt in dem maßhaltenden Genusse und sehnt sich gar nicht nach überschäumendem Sinnesrausch, für den sie kein triebhaftes Bedürfen besitzt. Ihre Tugend hat die natürlichste Stütze in Religion und wahrer Frömmigkeit, im tiefen sittlichen Empfinden und angeborener Schamhaftigkeit, welche ihr die Gattenliebe und eheliche Treue als

göttliches Gebot erſcheinen und die Übertretung desſelben als ſtrafbar fürchten läßt.

Das Idealbild der Jüdin im Alten Teſtament war Gattentreue und Mutterliebe. In dem Buche Ruth, welches Goethe als das „lieblichſte kleine Ganze, das uns epiſch und idylliſch erhalten wurde“ bezeichnet, wird die eheliche Treue der Frau weit über den Tod des Gatten hinaus, die Liebe zu ſeinen Kindern, die Anhänglichkeit an ſeine Familie in rührender Weiſe geſchildert, der milde Sinn, das freundliche Herz, das ſanfte Gemüt, die fromme Tapferkeit jener Witwe, der Stammutter der Davidſchen Dynaſtie. Ruth ſagt zur Mutter ihres Gatten: „Wo du biſt, da will auch ich ſein, dein Gott iſt der meine und dein Volk iſt auch meines.“ Und in den Sprüchen Salomonis heißt es: „Ein braves Weib, wer dieſes gefunden, weit höher als Perlen ſteht ſie im Werte.“

Dieſelbe hohe Auffaſſung wie die Hebräer hatten auch die alten Germanen von der Bedeutung der Ehe und den ſittlichen Pflichten in derſelben. Sie betrachteten das gemeinſame Verhältnis von Gatten und Gattin als einen für das ganze Leben unlösbaren Vertrag, welcher zur gegenſeitigen Liebe und Treue der Herzen, zu vereintem Beſitze und gemeinſamen Herde verpflichtet.

In der Tat iſt der treue Muttertypus der Frau bis heute noch fortlebend in der muſterhaften deutſchen Ehe, und iſt eine altererbte Familieneigenſchaft des Weibes jüdiſcher Raſſe. Es gilt im allgemeinen noch von der deutſchen Hausfrau des kultivierten Muttertypus, was Tacitus von den Germanen ſchreibt: „Es lebt das Weib unter der Obhut reiner

Sitte dahin, nicht verderbt vom Sinnenreiz lüsterner Schaustellungen, noch durch wollustreizende Gelage. Geheimen Verkehr durch Briefe kennt weder Mann noch Weib. Ehebruch ist unter diesem doch zahlreichen Volke äußerst selten. Dort freilich lacht niemand über das Laster; verführen und verführt werden, nennt man nicht Zeitgeist."

Von der Zeit des altgermanischen Heldentums, da die Frau die treue und mitstreitende Gefährtin des Gatten war, durch das Mittelalter, in welchem sie in häuslicher Zurückgezogenheit den Herd behütete, bis in die neueste Zeit, wo sie der vielgestaltigen Entwicklung unserer Gesellschaftsverhältnisse unterworfen ist — waren der Stolz auf den Mann und die Treue zu ihm die hervorstechendsten Charakterzüge des deutschen Frauentypus, welcher weniger durch äußere Schönheit, als durch innerliche Festigkeit und Ausgeglichenheit vor den Frauen anderer Volkschaften sich auszeichnet, weniger als diese den Mann durch kunstvolle Reize zu locken, als durch tugendhafte Anhänglichkeit zu fesseln versteht, in minderem Grade durch Leidenschaftlichkeit und Feuer die Sinne des Mannes aufreizt, als durch wärmende Liebe diesem ins Blut und in die Seele dringt. Diese Reinheit der Eigenart der Germanin wurde und wird allerdings immer mehr durch eine dem deutschen Wesen fremde eindringende äußerliche Kultur bedroht und geschädigt; aber im ganzen und großen wird der ererbte teuere Schatz germanischer Treue noch als köstliches Vermächtnis der Vorfahren bewahrt.

Der isländische Schriftsteller Thornsteinsson glaubt, daß man die Eigenart der altgermanischen Frau in den einfachsten Formen noch nicht zu sehr beeinflußt von

fremden Einwirkungen in Island finde, „die hohen, ſchlanken Frauengeſtalten, kerzengerade, wie aus der Erde geſchoſſen, mit langen Gliedern und hohen Brüſten. Der Blick iſt ſanft, offen, unerſchrocken, etwas fragend, frei und doch demütig. Sie drücken nie ein Verlangen aus, höchſtens eine ſtumme Bitte. Das, was man unter Koketterie verſteht, iſt ihnen etwas gänzlich Unbekanntes.“ „Sie verſteht“, ſo äußert ſich Benediktsſon, „zu lieben, Dienerin und Königin zu ſein.“ „Bei ſolchen Frauen“, äußert ſich der obengenannte Thornſteinsſon, „greift die Liebe zum Manne aus ihren Lebenswurzeln. Der Mann wird ihnen in weit höherem Grade die Erfüllung des Lebens, während die moderne Frau der großen Kulturvölker wegen der Vielgeſtaltung des Lebens, in dem ſie lebt, immer in Verſuchung kommt, den Mann als Nebenzweck in ihrem Leben zu betrachten, ja oft ſogar nur als ein Mittel zu anderen Zwecken.“

Die Erziehung des echt deutſchen Mädchens iſt von Jugend an darauf gerichtet, daß dieſes ſich zum Muttertypus der Frau entwickelt. Körperlich und geiſtig wird ihr Anpaſſungsvermögen geſtärkt, ſo daß ſie nicht nur gegen äußere ſchädliche Reize abgehärtet wird, ſondern auch eintreffenden ſinnlichen Impulſen zu widerſtehen vermag. Ihr Temperament wird auf Mäßigung ihres Verlangens, auf Selbſtbeherrſchung ihres Wollens eingeſtellt. Frühzeitig wird ſie gelehrt, ſich vor jenen zwei „freundlichen Gewalten“, welche Goethe preiſt, zu beugen, vor Recht und Schicklichkeit. Ihr Geſchlechtstrieb hat dadurch mächtige Hemmungen und kommt nicht ſo leicht zum leidenſchaftlichen Ausbruche, er hält ſich vielmehr im allgemeinen auf

jener mittleren Temperatur, welche dem geschlechtlichen Umgange in der Ehe eine behagliche Wärme, doch keine gefährliche Hitze verleiht.

Diese Temperatur zeitigt eine tiefe, von persönlicher Neigung zum Gatten getragene Zärtlichkeit, eine sich mit den Jahren immer mehr festigende seelische Liebe, eine aus Gemeinsamkeit der häuslichen Freuden, der Mühen und Sorgen, des Strebens und Erlebens hervorgegangene Metamorphose des weiblichen Geschlechtstriebes, so daß die sinnliche Lustbetonung und sexuelle Genußbefriedigung sich in einen Familientrieb umwandelt, welcher der Frau Gebärfreudigkeit und Mutterliebe verleiht und ihre geschlechtliche Treue unerschütterbar festigt. Die Frau, welche diesen Muttertypus repräsentiert, findet ihr Glück in der beseligenden Empfindung, den Gatten glücklich zu machen und das Glück ihrer Kinder zu begründen. Ihre mütterliche Pflicht schützt ihre eheliche Treue.

Der Typus der Mütterlichen, ein gutes, anmutiges Wesen, nicht von hervorragender Schönheit oder von blendender Geistreichigkeit, ist schon als junges Mädchen weniger der Umschmeichelung und der Nachstellung von seiten der Männer ausgesetzt, als das rassige, temperamentvolle, besonders schöne, durch ihre Reize alle herausfordernde und besiegende Mädchen. Die erstere vermag nicht auf den ersten Blick den Mann zu erobern, sondern zieht ihn durch ihre gediegenen Eigenschaften an. Sie flößt eine dauernde, auf Achtung beruhende Neigung ein, sie wird eine sanfte, gute, brave, treue Gattin und zärtliche, opferwillige Mutter. Sie war nie von einem Schwarm leichter Anbeter umgeben, sie war nie den Versuchungen von Schönheitsjägern aus-

gesetzt, um so inniger hängt sie an dem Manne, welcher ihr in ehrerbietigem Herzensempfinden die Hand zum ewigen Bunde gereicht hat und ihr die Erfüllung des Mutterglückes und der Mutterpflichten ermöglicht.

Jene milde geschlechtliche Sinnenlust der deutschen Hausfrau des Muttertypus schildert Goethe vortrefflich, wenn er von Charlotte in den „Wahlverwandtschaften" sagt: „Sie war eine von den Frauen, die von Natur mäßig, im Ehestande ohne Vorsatz und Anstrengung die Art und Weise der Liebhaberinnen fortführen. Niemals reizte sie den Mann, ja seinem Verlangen kam sie kaum entgegen, aber ohne Kälte und abstoßende Strenge glich sie immer einer liebevollen Braut, die selbst vor dem Erlaubten noch einige Scheu trägt." Ähnlich äußert sich auch J. J. Rousseau von seiner Frau Therese, daß ihre ruhige sinnliche Veranlagung schwerlich nach einem anderen Manne Verlangen gehabt hätte, selbst als er, Rousseau, bereits aufgehört hatte, in dieser Beziehung ein Mann zu sein.

Die deutsche Hausfrau charakterisiert Bogumil Goltz nach dieser Richtung: „Eine Versöhnung, ein Wechselhauch von Natur und Geist durch das Erbe von ungezählten Generationen hat eine Harmonie von Sinnlichkeit und Vernunft, von Seele und Verstand bewirkt, konzentriert in einem Herzen und verklärt in einem Gemüte, in welchem die wilde Natur ihre List und Selbstsucht wie ihre Gewalttätigkeit verloren, der Geist aber seinen schroffen Schematismus zu einer milden, flüssigen und graziösen Art umgewandelt hat."

„Kein deutscher Dichter", schreibt Laura Marholm, „hat ein volleres, echteres, feineres Bild vom deutschen

Weibe gegeben, als Gottfried Keller. Das Weib, das gut ist, comme le pon pain, einfach, ehrlich, warm, heiter, mütterlich, das Weib, das hingebend ist wie die fruchtbare Erde, das Weib, das desto demütiger ist, je voller es liebt — kurz und gut, das deutsche Weibtemperament in seiner Naturbedingtheit und Unaufgelöstheit, mit seinen schlichten Reizen, mit seiner häuslichen Gebundenheit, auch mit seinen kleinen, allzu einfachen Verschrobenheiten."

„Noch ist bei uns Deutschen", schreibt Gustav Freytag in den achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts, „wie zur Urzeit in wohlgefügtem Haushalt die Frau die Vertraute und Genossin des Gatten auch über den Kreis der Familie hinaus, überall da, wo sein Gemüt stark beteiligt wird. Diese Innigkeit der Ehe ist in den Mittelklassen Deutschlands so rein und voll entwickelt, daß uns manche andere Nation darum beneiden kann, sie ist die beste Bürgschaft für unsere Dauer. In den Dichterwerken, welche die innigsten Beziehungen zweier Menschen erzählen, wird mit Vorliebe die leidenschaftliche Bewegung vor der Ehe dargestellt, von dem Leben in der Ehe vorzugsweise die inneren Kämpfe, oft die Vergehen. Diese bleiben uns Deutschen nicht erspart, aber sie sind bei uns glücklicherweise nur Ausnahmen, in Wirklichkeit ist der Frieden, das Vertrauen, ein dauerhaftes stilles Glück obenauf und das klare Licht, welches aus dem festen Verhältnis der Gatten in alle Räume strahlt, weiht das gesamte Familienleben."

Hans Blücher sagt mit Recht: „Zwei Arten von Frauen sind die milden, mütterlichen, schweigenden Gattinnen, und die anderen die erregten, leidenschaftlichen, sehnenden und suchenden, die Hetären."

Beiſpiele weiblicher mit dem eigenen Tode beſiegelter, oder über das Grab des Gatten hinaus ſich erſtreckender Treue reichen bis in die Myſterien und Hiſtorien des Altertums hinauf. Virgil erzählt von der erſten karthaginienſiſchen Königin Dido, daß ſie aus Gattentreue keinen zweiten Mann ehelichen wollte, und als Jarbas, König von Gerulien, dennoch um ſie warb, erklärend im Falle ihrer Weigerung ihr Volk zu bekriegen, ließ ſie, um dem Zwange zu entgehen, einen Scheiterhaufen errichten, ſtürzte ſich in die Flammen und gab ſich ſo den Verbrennungstod. In der griechiſchen Antike verkörpert ſich die Treue und Hingebung der Frau auch in Alkeſte, der Heldin der gleichnamigen Tragödie des Euripides, welche ihrem Gatten Admetos ſo innig anhängt, daß ſie freiwillig den Tod auf ſich nimmt, um ihm das Leben zu verlängern. Homer preiſt dichteriſch die Penelope, Gattin des Ulyſſes. Sie wird in der griechiſchen Mythe als Lichtgeſtalt der Frauentreue gezeichnet. Durch zwanzig Jahre blieb der Gatte infolge des Trojaniſchen Krieges und der ſich dieſem anſchließenden Irrfahrten ſeinem Heim, der Inſel Ithaka ferne, und während dieſer langen Zeit umwarben zahlreiche Fürſtenſöhne die verlaſſene Gattin vergebens, denn Penelope wußte klug und ſtandhaft ſich allem Drängen zu entziehen, bis der vielgeprüfte doch gleichfalls treue Gatte, als Bettler verkleidet, heimkehrte.

Aus der römiſchen Geſchichte iſt bekannt, daß Mallonia, eine Frau aus edlem Geſchlechte, ſich den Dolch ins Herz ſtieß, um die eheliche Treue zu wahren und ſich nicht den Umarmungen des Tiberius ergeben zu müſſen. Parlina, die Gattin Seneccas, beſtand darauf, mit ihrem

zum Tode verurteilten Gatten zuſammen zu ſterben und öffnete ſich ſelbſt die Adern. Aria, die Gattin des Paetus, beſiegelte die Treue zu dieſem mit dem Tode. Als Paetus verurteilt wurde, ſich ſelbſt das Leben zu nehmen, da ſtieß Aria zuerſt den Dolch in die eigene Bruſt und reichte ihn dann, von Blut triefend, dem geliebten Manne mit den Worten: „Paetus! Es ſchmerzt nicht.“ Auf den altrömiſchen Sarkophagen finden ſich häufig Medaillons, Mann und Frau in zärtlicher Umarmung darſtellend, wie ſie treu gemeinſam in den Tod gehen.

In der nordiſchen Heldenſage wahrt Gudrun dem Geliebten trotz Erniedrigungen, Beſchimpfungen und Qualen ihre Treue. Im Mittelalter iſt Heloiſe ein Beiſpiel treuer, leidenſchaftlicher Hingebung an ihren Geliebten Abaelard.

Bei dem Tode Brahmas, des großen Propheten und Geſetzgebers der Hindus, beſchloſſen ſeine Frauen, einen Beweis ihrer Liebe und Treue zu geben, indem ſie ſich freiwillig auf einem Scheiterhaufen opferten. Von dieſer Zeit an bis in die Neuzeit hinein wurde das Verbrennen der Witwen durch die Brahminen zur Volksſitte gemacht, und Voltaire hat dieſes Zeichen der Frauentreue als „die höchſte Anſtrengung von Stärke der Seele und von Entſchloſſenheit“ bezeichnet. Und ergreifend war es, jüngſt in den Zeitungen zu leſen, daß ein hochangeſehener Gelehrter, um zweckloſen Leiden und dem ihm unerträglichen Leben ohne Wirken und Schaffen zu entgehen, freiwillig aus dieſem Leben ſchied und ſeine treue, nur für ihn lebende Gattin freiwillig mit ihm ging durch die dunkle Pforte.

Shakeſpeare läßt Julia (in „Romeo und Julia“) ihre Liebe und ihre Ehre mit folgenden Worten verteidigen:

„Heiß' von der Zinne jenes Turmes mich ſpringen,
Birg bei der Nacht mich in ein Totenhaus
Voll raſſelnder Gerippe, Moderknochen,
Heiß' in ein friſch gemachtes Grab mich gehen
Und in das Leichentuch des Toten hüllen —!
Sprach man ſonſt ſolche Dinge, bebt' ich ſchon;
Doch tu ich ohne Furcht und Zweifel ſie,
Des ſüßen Gatten reines Weib zu bleiben.“

In der Ehe entwickelt und umgeſtaltet ſich jedoch der Muttertypus der Frau nach der Richtung von Gut und Böſe, je nach dem Charakter des Mannes, der Beſchaffenheit des neuen geſellſchaftlichen Milieus, den Verhältniſſen in der Familie, auch nach der Hygiene der Wohnung, der Ernährung, der Hausführung.

Die ſicherſte Bürgſchaft für die eheliche Treue ſolcher Frauen iſt die muſterbietende ſittliche Führung des Gatten, welcher getreu ſeinem am Altare geſchworenen Eide das Beiſpiel der Beherrſchung der Sinnlichkeit durch die Vernunft geben, als Grundlage ſeines Handelns den feſten ſittlichen Willen zeigen, in all ſeinem Tun und Laſſen das lebhafte ethiſche Pflichtgefühl bekunden und der ganzen Familie das Gepräge des Vorherrſchens ſittlicher Luſtgefühle vor niedrigem Genußſtreben verleihen ſoll. Dieſes Beiſpiel iſt eine mächtige Potenz, eine bedeutende Energiequelle, aus welcher die Frau die Kraft ſchöpft, den von außen an ſie herantretenden geſchlechtlichen Anreizungen zu wider-

ſtehen und ſich auch inneren, in der Familie auftauchenden Widerwärtigkeiten entgegenzuſtellen.

„Denn die Ehe iſt“, wie Goethe ſagt, „der Anfang und der Gipfel aller Kultur, und die Aufgabe des Gatten iſt es, ein Führer und Lehrer der Frau auf kulturellem Gebiete zu ſein. Das Chriſtentum betrachtet die Ehe als ein Sakrament, deſſen Heiligkeit zu verletzen ſtreng verboten iſt, und in gleichem Sinne gelobt der gläubige Jude bei der Hochzeit die Formel: „Sei mein Weib, ich will dir treu dienen, dich hochſchätzen, ernähren und verſorgen.“

Allerdings ſind Paul Heyſes Verſe zu beachten:

Wer ſich mit Seelenkunde befaßt
Wird manchen verborgenen Schatz entſiegeln,
Doch welcher Mann zu welchem Weibe paßt,
Kein Pſychologe wird's erklügeln.

Gleich günſtig wie der treue Mann, wirkt eine ſittlich gefeſtigte Geſtaltung der Umwelt, in welche die Frau durch die Ehe gelangt, die Umgebung mit Menſchen, welche nicht im materiellen Genuſſe aufgehen, ſondern nach höheren ſittlichen Werten ſtreben. Als einen Ruhmestitel ſolcher in ethiſchem Sinne guter Geſellſchaft bezeichnet es Balzac, dort die Frau geſchaffen zu haben, wo die Natur nur das Weibchen hinſtellte, die Dauerhaftigkeit des Verlangens hervorgebracht zu haben, wo die Natur nur den dauernden Gattungstrieb geweckt hat, und ſchließlich die Liebe erfunden zu haben, dieſe ſchönſte Religion der Menſchen.

Einzig und allein aus der Neigung und Hochachtung zum Gatten, aus der in ihrer Umwelt herrschenden Hochschätzung der ehelichen Treue, aus dem eigenen innerlichen religiösen Sittlichkeitsbewußtsein und aus der ererbten Freude an der Mutterschaft entströmt die Willensstärke der Frau, sich dem Geschicke zu unterordnen, welches die Heilige Schrift dem Weibe als Fluch kündet: „Ich will dir viel Mühsal bereiten mit Schwangerschaften; mit Schmerzen wirst du Kinder gebären und doch sollst du nach deinem Manne verlangen, er soll Herr sein über dich." Dadurch ist der Frau des Muttertypus der sinnliche Geschlechtstrieb in den Hintergrund gedrängt gegenüber den Empfindungen der Mütterlichkeit. Ansprüche und Neigungen sexueller Art bewegen sich in den von Religion, Gesetz und Sitte gezogenen Grenzen, und auch in dieser Begrenzung bleibt der Frau noch genügend Spielraum zur Befriedigung sexueller Lustgefühle; denn es ist eine unberechtigte Forderung, im Sinne Tolstois den Geschlechtssinn völlig zu unterdrücken und ihn nur zum Zwecke der Kindererzeugung zu gestatten.

Die Ehe als Produkt der Kulturentwicklung ist nach Ibsen fortschreitende Bändigung der animalischen Triebe in dem Menschen zugunsten der sozialen Gemeinschaft, und er sieht in der Ehe, wenigstens zum Teile, jenes Gottesreich entstehen, von dem er (in „Kaiser und Galiläer") sagt, daß ein neues Geschlecht in Schönheit und Gleichgewicht erst wieder geboren werden kann durch das reine Weib, in welchem die Sinnlichkeit durch die Geistigkeit zur Menschenliebe geadelt ist. Nietzsche läßt Zarathustra also sprechen: „Ehe, so nenne ich den Willen zu zweien, das eine zu

schaffen, das mehr ist, als die es schufen. Ehrfurcht vor einander, nenne ich Ehe, als vor den Wollenden eines solchen Willens."

Das häusliche Klima einer auf sittlicher Grundlage aufgebauten Familie, begünstigt durch die Wärme der Lebenslust, das Gefühl der Behaglichkeit, erzeugt bei allen in ihr Atmenden ein wohliges, ruhiges Empfinden, frei von den Stürmen der sinnlichen Leidenschaften und animalischen Triebe. In dieser Atmosphäre findet die Frau ihre natürliche Bewegungsfreiheit bei aller Anlehnung an den Mann. Ihre volle intellektuelle und moralische Selbstbestimmung wird nicht beeinträchtigt, sondern nur gefestigt durch die Erkenntnis, daß ihr natürlicher Beruf es ist, dem Gatten eine mitfühlende, helfende und tröstende Genossin, den Kindern eine zärtliche, führende und schützende Mutter zu sein, daß die naturgewollte Stätte ihres Wirkens vor allem ihr Heim sein muß mit all ihm innewohnenden Pflichten und Lasten, Freuden und Sorgen.

Diese Mütterlichkeit muß der Frau auch Halt geben, wenn hierzu die Gattenliebe nicht ausreicht, und sie wird in ihrem Manne, auch wenn er sie erzürnt und verletzt, doch stets den Vater ihrer Kinder zu schätzen wissen. „Eine Frau, die keine Liebesheirat macht," sagt Balzac, „soll sich ganz der Mütterlichkeit hingeben, so wie eine Seele, der auf Erden alles versagt ist, sich zum Himmel wendet." Getreu dem alten, allerdings jetzt ganz und gar nicht modernen Spruche des Euripides:

„Das Weib, auch wenn ein schlechter Gatte ihr ward, es muß
Sich schmiegen seinem Willen ohne Kampf und Streit."

Auf reiche Erfahrung gestützt, möchte ich übrigens die These aufstellen, daß wenn das Weib des kultivierten Muttertypus, welches als junges, keusches, nicht wissendes Mädchen in die Ehe tritt, in dieser, ihre gute Veranlagung verleugnend, die angelobte Treue bricht — in der ganz überwiegenden Mehrzahl solcher Fälle der Gatte, infolge seiner physischen und seelischen Beschaffenheiten, der schuldige Teil ist. Und zwar in mehrfacher Kausalität.

Vorerst habe ich den folgenden physio-psychologischen Vorgang beobachtet: Der Mann, welcher sich vor der Ehe sattsam in sexuellem Genusse ausgelebt hat und dessen Sinnlichkeit durch die Liebeskünste erfahrener Dirnen an starke Reizungen gewöhnt ist, findet sich in der Ehe einem keuschen, sexuell unberührten, geschlechtlich unwissenden jungen Mädchen gegenüber in einer unbehaglichen Situation. Die Novizin auf erotischem Gebiete, deren sittlicher Instinkt in dem Geschlechtsakte keine aktive, sondern nur eine passive Rolle gestattet, bietet dem auf impulsive Anreizungen eingestellten männlichen Organismus nicht ausreichende Befriedigung. Er sehnt sich nach temperamentvollem Eingreifen der Partnerin, um selbst raffinierten Genuß zu erlangen. Der verderbte Gatte beeilt sich nun, seine ihm allzu unschuldige Frau sexuell aufzuklären, ihre keusche Phantasie in häßlicher Weise aufzuwühlen. Er läßt seine junge Frau die schlüpfrigen Romane lesen, deren Lektüre ihr bisher verboten war; er führt sie ins Theater zu den pikantesten Stücken, welche den Ehebruch geradezu verherrlichen; er gestattet, daß in ihrer Gesellschaft von hohlen Schwätzern die neuesten Zoten und

obszönen Anekdoten erzählt werden; ja er höhnt die Reine noch wegen ihres Errötens, das er ihr auch gründlich abgewöhnt. Seinem selbstherrlichen Besitzbewußtsein, seinem egoistischen Herrenrechte schmeichelt es dabei, wenn die junge Gattin bei gesellschaftlichen Festen die weiblichen sekundären Geschlechtscharaktere zur Schau stellt: den feingeschwungenen Nacken, die wohlgerundeten Schultern, die Schamhaare in den Achselhöhlen, den weißen Busen und tunlichst die üppigen Brüste. Damit der Neid, die Bewunderung, in Wirklichkeit aber die erotische Gier der anderen Männer erregt werde, vergessend, daß dieses Zündeln mit den Affekten auch auf das eigene Territorium herübergreift.

So begeht der Mann die gedankenlose Torheit, die Gattin in die Mysterien der ars amandi einzuweihen, welche eine anständige Frau überhaupt nicht kennen lernen sollte. Einige Zeit wird dermaßen das sinnliche Feuer künstlich geschürt und angefacht, bis es allmählich beim Manne erlischt und er, der sich im Beginne nicht genug an den lohenden Flammen ergötzen konnte, dieselben nach und nach immer mehr meidet. Nicht so bei der Frau, deren schlummernder Geschlechtstrieb künstlich geweckt, aufgereizt und mit Absicht von dem Gatten zu abnormer Höhe gesteigert wurde. Aus der „amour savant" der Frau ist eine „amour passion" geworden, und diese ist nicht so leicht wieder in den früheren Zustand umzuwandeln. Die Geister, welche der Mann rief, wird die Frau nicht los.

Ist diese Gattin nicht vollständig durch ungewöhnlich intensives Pflichtbewußtsein gefeit, so wird ihr die sinnliche Selbstbeherrschung jetzt sehr schwierig; die orga-

nischen Dränge machen sich geltend und fordern mächtig eine den aufgestachelten Trieb befriedigende Lösung. Diese findet sie bei dem Gatten äußerst selten oder gar nicht mehr. Tritt nun der Dritte in den engen Kreis, weiß er die richtige Stunde zu wählen und überfließende Fülle von sexuellen Reizen anzubieten, dann erliegt auch die gut veranlagte Frau der Verführung und fällt — durch die Schuld des eigenen Mannes.

Denn das natürliche geringere sexuelle Bedürfnis des Weibes und das sorgfältige Meiden jeden künstlichen Antriebes desselben ist die wichtigste und sicherste Vorsichtsmaßregel zur Wahrung der weiblichen Geschlechtstreue. „Die öftere Befriedigung erhöht die Stärke der Begierden" (Goethe im „Faust"). Durch häufiges und heftiges Frönen eines Genusses übt dieser eine gewaltige Herrschaft auf Gedanken, Vorstellungen und Gefühle und lenkt dieselben in die leidenschaftliche Richtung heftigen Begehrens nach der Lustbefriedigung. So wird durch stetige geschlechtliche Anreizung eine dauernde Disposition zur Untreue geschaffen.

Ganz folgerichtig läßt ein zeitgenössischer Schriftsteller R. Auernheimer („In festen Händen") Frau Emma ihrem Manne den Vorwurf ins Gesicht schleudern: „Wer hat mich denn eingeführt in diese sogenannte Gesellschaft, wo die Frauen Liebhaber haben? Wer hat mich in die Theater geführt, wo von nichts als von Ehebruch geredet wird? Wer hat mir die Bücher in die Hand gegeben, in denen diese Dinge verherrlicht werden? Und wer hat diese Bücher gelobt und meine provinzielle Prüderie verlacht?"

Ebenso töricht wie zur Untreue aufreizend handeln manche Männer, welche ein junges, unverdorbenes Mädchen heiraten und diesem voll Stolz auf ihre erotischen Heldentaten als Junggesellen, ihre Liebesabenteuer erzählen. Wie von einer selbstverständlichen Sache brüsten sie sich, vieler Frauen und Mädchen Liebe genossen zu haben, schildern die Reize der Abwechslung im Genusse und vergessen dabei, daß sie in der Seele der jungen Gattin gleiches Sehnen nach Abwechslung wecken und das unschuldige Gemüt gründlich verderben.

Ein vorzüglicher Kenner des Ehestandes, der Romanschriftsteller Guy de Maupassant, schildert in einer Novelle „Unvorsichtig", wie ein junges Ehepaar in einem Restaurant speist und reichlich dem Champagner zuspricht. Die Gattin, vor ihrer Ehe in paradiesischer Unschuld keusch lebend, jetzt vom Weine angefeuert, fordert von dem Ehemanne, er solle ihr erzählen, ob und wie viele Mätressen er vor der Ehe besessen habe. Er antwortet: „Es gab Jahre, in denen ich viele und Jahre, in denen ich wenige hatte. . . Im Jahre durchschnittlich bald zwanzig oder dreißig, bald vier oder fünf . . ." Sie frägt: „Was amüsierte dich denn, daß sie sich nicht gleichen?" und er erwidert gleich naiv wie unvorsichtig: „Aber ja . . . Es ist so verschieden, die Art und Weise, wie sie umarmen, wie sie sprechen, wie sie die nichtigsten Dinge sagen . . ." Sie hielt ihr Champagnerglas in der Hand und dachte nach, blickte auf den Grund der gelben leuchtenden Flüssigkeit, als könnte sie dort unbekannte, traumhafte Dinge sehen, und lispelte mit nachdenklicher Stimme: „O ja, das muß ebenso amüsant sein."

Manche Ehebruchsprozesse in England haben den richterlichen Spruch ergeben, daß der Mann selbst Schuld trage an der ehelichen Untreue seiner Frau. E. Dühren führt solche Beispiele an: „Mylord, ein eitler Narr, hatte eine Frau, deren Körper nach seiner Behauptung demjenigen der Venus von Medici glich. Stolz darauf zeigte er einem seiner Freunde seine Frau im Bade, da dieser ihm gesagt hatte, daß er ihn ohne Gefahr die Venus von Medici sehen lassen könne, da er selbst mit der Venus Kallipyge verheiratet sei. Unglücklicherweise wurde der Freund durch diesen Anblick so entflammt, daß er beschloß, die Schöne zu verführen, was ihm auch gelang. Mylord strengte einen Prozeß an, dessen Resultat aber war, daß er selbst als Verführer seiner Frau bestraft wurde. Ebenso erging es in einem anderen Falle, in welchem ein alter Oberst einen jungen Leutnant in sein Haus einführte und dieser die schöne Frau seines Vorgesetzten verführte. Der Gerichtshof nahm als entschuldigend an, daß der Oberst versäumt habe, auf seine Frau achtzugeben, was doch die erste Pflicht eines englischen Gatten sei."

Gegensätzlich zu solch törichtem und verderblichen Benehmen des Mannes in der Ehe entwirft vor nahezu drittehalbtausend Jahren der griechische Philosoph Xenophon das Bild eines Gatten, welcher eine junge, unerfahrene Frau in sein Heim führt und ihr die Aufgabe darlegt, welche sie nun zu erfüllen habe. Sie solle der Bienenkönigin gleichen, die beständig im Bienenkorb bleibt und alles überwacht, was die arbeitenden Bienen heimbringen. „Wenn du", so läßt Xenophon den Gatten sprechen, „mit sorgfältiger Bewachung des Hauses Treue gegen mich und

Liebe gegen die Kinder verbindeſt, dann kannſt du mich ſelbſt zu deinem ergebenſten Sklaven machen. Denn alles Gute und Schöne kommt in die Ehe wie in das Leben nicht durch körperliche Reize, die man bei guten und böſen Menſchen findet, ſondern nur durch Tugenden, die man allein bei guten Menſchen finden kann.“ —

Ein anderer mächtiger Antrieb zum weiblichen Ehebruche geht von dem Gatten durch deſſen eigene Untreue aus. Die ſittlich gefeſtigte Frau des Muttertypus hat es in der Ehe leicht gelernt, ſich dem Manne zu fügen, ihm anhänglich zu ſein, auch ſeinen ſexuellen Anforderungen Folge zu leiſten. Iſt ſie jedoch zur Erkenntnis gekommen, daß der Mann ſie betrügt, daß er von ihr jede Hemmung der Sinnesluſt gegenüber dem Fremden verlangt, ſich ſelbſt aber durchaus keine Zügel im geſchlechtlichen Umgange mit anderen Frauen auferlegt, dann bekommen die Gefühlstöne der Getäuſchten eine andersartige Stimmung und klingen leichter an, wenn früher nicht beachtete Reize die Taſten ihrer Sinnesinſtrumente berühren.

Ihr ſittliches Zurückhalten, ihre Beharrungsſtreben im gewohnten ehelichen Empfinden wird überwunden nicht ſo ſehr durch plötzliche Gewalt des Geſchlechtstriebes, als vielmehr durch die aufreizende Macht der verletzten weiblichen Eitelkeit — „Was iſt letzter Grund der Weibertriebe — die Eitelkeit“ (Theod. Leſſing) —, durch das Streben, ihre Rachegelüſte zu befriedigen, durch den Zorn über die ihr angetane Geſchlechtsbeleidigung, durch die Gier, ihre ſexuelle Wertung von einem anderen Manne hergeſtellt zu ſehen, durch den Kitzel der Schadenfreude, dem Manne mit

gleicher Münze zu vergelten. Hat der Mann sie um ihre ehelichen Rechte bestohlen, dann will sie ihm Gleiches antun, ja sie will nicht einmal abwarten, bis ein Dieb auch bei ihr den Einbruch wagt, sondern sie unternimmt selbst kühn den Raubzug. Gedemütigt durch die Empfindung, dem eigenen Manne in seinem Geschlechtsleben ein Nichts zu sein, daß ihre Liebe und Hingabe ihm für keinen Wert gilt, sucht sie auch ihr Liebesglück auswärts zu finden, sich Genugtuung bei einem anderen Manne zu verschaffen, und zwar so rasch als möglich.

Es entspricht einem Wirklichkeitsbilde, wenn in einem modernen französischen Lustspiele eine junge Frau, welche Beweise der ehelichen Untreue ihres Gatten erhält, wütend den Eid leistet, noch in dieser Nacht sich an dem Manne zu rächen und mit dem ersten besten, welcher ihr gefügig ist, Ehebruch zu begehen. Mit diesem Vorsatze steigt sie hinab auf die Straße. Solch Ehebruch der Frau, welche für die Untreue ihres Gatten Rache nimmt, ist besonders von den Novellisten der italienischen Renaissance gefeiert, alles Sinnreiche, Schlaue und Komische, das in dieser Vergeltung gilt, von ihnen bewundernd geschildert und so die betrogene, anständige Frau gerechtfertigt worden.

„Das Bedürfnis der Frau", schreibt Ellen Key, „für das Geschlecht zu leiden und zu leben, gibt ihrer Liebe eine reine Glut, eine höhere Flamme, einen tieferen Erkenntniswillen, eine unerschütterlichere Treue als der des Mannes... Der Mann, der immer weniger Anlaß hat zu geben, gelangt dazu, immer weniger zu lieben. Wenn die Frau dies entdeckt, fängt sie an, sich zu erinnern, was sie gegeben

hat. Und damit ſind Kampf, Sünde, Sorge um eine von Anfang an echte Liebe gekommen."

„Der Drang, ſich rückhaltlos hinzugeben, wo es liebt, iſt gewiß jedem Weibe natürlich," ſagt eine andere, Frauenrecht verteidigende Schriftſtellerin, Frieda von Bülow. Wie dieſer Trieb ſich auswächſt, iſt Sache des Naturells, aber auch der Erziehung und Belehrung. Eines iſt gewiß, wenn ein wirklich liebendes Weib ehrbar bleibt im Sinne der geſellſchaftlichen Moral, ſo iſt es das Verdienſt oder die Schuld des Mannes."

Es ſei hier Strindbergs (in „Herrn Bengts Frau") ſchönes Geſpräch über die Liebe, „Die Liebe? Begierde natürlich!", wiedergegeben. „Die Liebe iſt wie ein Blitz vom Himmel, wenn ſie kommt, und dann geht ſie über all' unſeren Willen und all' unſeren Verſtand, aber es iſt verſchieden bei verſchiedenen Menſchen, ob ſie fortlebt oder nicht. Denn die Menſchen ſind mit ungleicher Art und Laune in dieſer Hinſicht geboren, gleich wie die Vögel oder andere Kreaturen. Einige ſind gleich den Hühnern des Waldes, dem Auer- und Birkhuhn, wo der Herr ein ganzes Serail haben muß wie der Großtürke. Warum es ſo iſt, wiſſen wir nicht, aber ſo iſt es und das iſt ihre Natur. Andere ſind gleich den kleinen Vögeln, die eine Gattin für jedes Jahr nehmen und dann umtauſchen; andere ſind wieder artig wie die Tauben und bauen zuſammen fürs Leben, und wenn der Gatte ſtirbt, will der andere nicht leben."

„Ich habe Birkhähne geſehen, die Tauben genommen hatten, und die Taube iſt ſehr unglücklich geworden, . . .

ich habe auch Tauben gesehen, die sich hackten, wenn es enge war im Nest und es böse stand ums Essen, aber sie waren ebenso gute Freunde dennoch und seht, das ist die Liebe. Es gibt noch einen Seevogel, der heißt Svaert. Die Gatten gehen stets paarweise, und schießt ihr den einen fort, so flieht der andere nicht, sondern kommt her und läßt sich schießen." „Das ist die Brunstzeit." „Nein, sie folgen sich das ganze Jahr. Im Winter, wenn sie keine Jungen bei sich haben, sondern einsam sind, trennen sie sich niemals, sondern essen zusammen, jagen zusammen, schlafen zusammen; das ist nicht Brunst, sondern das ist Liebe, und wenn dieses liebliche Gefühl bei unzähligen Tieren sich finden kann, warum sollte es sich nicht beim Menschen finden?" —

Außer in den oben geschilderten Musterfällen trifft aber weiter den Mann die Schuld, seine Gattin zur ehelichen Untreue getrieben zu haben, auch wenn er nicht die aktive Rolle des böses Beispiel Gebenden führt, vielmehr unter Umständen durch sein passives geschlechtliches Verhalten, wenn er die Frau vernachlässigt und seinen sexuellen Pflichten entweder nicht nachkommen will oder nicht kann. Das erstere findet nicht so selten bei einseitigen Gelehrten oder überbürdeten Berufsmännern statt, deren Vorstellungsvermögen von der alltäglichen Beschäftigung so vollständig eingenommen ist, daß in der Hirnrinde nur ein sehr beschränkter Raum für erotische Bilder bleibt. Bei solchen, Arbeitsmaschinen gleichenden Männern taucht gar nicht der Gedanke auf, daß die Frau unter solcher erzwungener Abstinenz körperlich und seelisch leide, weil die Gattin zu feinfühlend ist, um sexuell herauszufordern und auf

ihrem geschlechtlichen Rechte zu bestehen; aber manche Frau wird auf die Dauer müde, die vernachlässigte stumme Dulderin zu spielen und findet sexuellen Ersatz außerhalb des Ehebettes.

Eine ähnliche Verletzung des weiblichen Geschlechtsgefühles findet durch solche in ihrem Berufe ganz aufgehende Männer statt, wenn diese es nicht verstehen, den Geschlechtsakt selbst mit zierenden Ornamenten der Zärtlichkeiten und Minnewerbung zu schmücken, sondern an die höchste Steigerung sinnlicher Lust mit einer Pedanterie, Rücksichtslosigkeit und Brutalität herangehen, welche eben nur die Erfüllung einer in der Ehe auferlegten physischen Pflicht markiert. Es ist keine bloße pikante Anekdote, sondern charakterisierend für die Trivialisierung des schwungvollen, impulsive Leidenschaft bedürftigen Liebesaktes durch eheliche Pedanterie, wenn der in seinen Formelkram eingesponnene Professor der Mathematik jeden Montag pünktlich um halb zehn Uhr abends sich seiner Pflicht als Mann bewußt wird und seiner Frau zuruft: „Komm, laß dich begatten!"

Ein Spruch Dantes besagt: „Man weiß, wie kurz im Weibe Liebesfeuer brennt, wenn Aug' und Hand es nicht vom Frischen schüren." Und Shakespeare läßt Jago (im „Othello") sprechen: „Wenn das Blut durch den Genuß der Liebe abgekühlt ist, so muß etwas da sein, um es wieder zu entflammen und der Sättigung eine neue Auffassung zu geben: Anmut der Gestalt, Gleichheit an Jahren, Sitten und Reizen. Beim Mangel dieser unentbehrlichen Annehmlichkeiten wird sich ihre zartfühlende Zu-

neigung betrogen finden und sie zu einer neuen Wahl treiben."

Dieses psychologische Moment hat Balzac in seiner „Physiologie de mariage" recht hübsch geschildert: „Wie ein schüchterner, noch vom Lärm eines abgefeuerten Schusses erschreckter Vogel steckt sie den Kopf aus dem Neste, schaut um sich, sieht die Welt, und da sie die Lösung des Rätsels, das du ihr aufgegeben, gefunden hat, fühlt sie instinktiv die Leere deiner schwächlichen Liebe. Sie ahnt, daß sie nur noch mit einem Liebhaber den köstlichen Gebrauch ihres freien Willens in der Liebe zurückerobern kann. Du hast grünes Holz zu einem kräftigen Feuer getrocknet;" und an anderer Stelle der wahre Ausspruch: „La femme est pour son mari ce que le mari l'a faite."

Noch schlimmer liegt die eheliche Situation, wenn der Mann seine virile Potenz sehr geschwächt oder gänzlich eingebüßt hat; sei es, daß der Altersunterschied der beiden Gatten ein zu großer ist und der in vorgeschrittenen Jahren befindliche Mann naturgemäß an die Grenze seiner Begattungsfähigkeit gelangte, sei es, daß Krankheiten und Schwächezustände seine Manneskraft vor der Zeit erlahmen lassen. Der alternde Mann, der alles schon kennt, was Leben und Liebe zu bieten vermag, der alles schon genossen, was Sinnlichkeit und Sinnenlust bedeuten kann, und die jugendliche Frau, die noch nichts auf sexuellem Gebiete erfahren hat, von der Ehe gespannt und sehnsüchtig die Erfüllung ihres mehr oder minder deutlichen Ahnens und Sehnens im Liebesleben erwartet — gibt stets ein ungleiches und unpassendes Gattenpaar, das in seiner innigen

Fesselung leicht auseinandergesprengt wird, wenn der Versucher in Gestalt eines kräftigen Jünglings dazwischentritt und dem unerfahrenen Frauenwesen zum Führer und Verführer wird.

Denn es ist dem natürlichen Gange der Sinnentätigkeit entsprechend, daß der alte Mann stets vorschreitend kalt und lustlos wird, während in der Frau das in der Ehe angeschürte Feuer nachhaltig weiter lodert. Sie leidet dadurch schwer, auch wenn ihre Tugend lange standhaft bleibt. Sie fühlt noch immer Liebe für ihren Gatten, ist ihm in Sympathie anhänglich, unterdrückt den sinnlichen Trieb durch ablenkende Empfindung geschwisterlicher Zuneigung für jenen, der ihr nicht mehr Mann sein kann. Es gelingt ihr mit überaus großer Selbstüberwindung, diesen unnatürlichen Zustand der Ehe aufrecht zu erhalten. Sie überwindet auch eine Zeitlang die Verachtung gegen den Impotenten, welcher, gleich dem Männchen der Insekten, die nach einem einzigen Geschlechtsakte ihr Leben verlieren, auch nach den Anstrengungen der physischen Liebesversuche so erschöpft ist, daß sein Anblick der Gattin geradezu bemitleidenswert und darum abstoßend erscheint. Denn die geschlechtlich wissende Frau verlangt, daß der Mann in dem Augenblicke des höchsten Sinnesgenusses wie ein Gott erscheine an Kraft des Wonnezaubers, wie ein unsterblicher Schöpfer des Entzückens, und verachtet den Schwächling im Ehebette.

Aber es kann plötzlich eine besondere affektsteigernde Gelegenheit zur Verführung eintreten, ein machtvoller sinnlicher Rausch erregt werden, und die Frau, halb bewußtlos durch den Aufruhr des so lange unterdrückten sinnlichen

Triebes, erliegt dem Angriffe, bricht die geschlechtliche Treue, welche für sie ja nur einen Namen, aber keinen Wesensinhalt hatte. So habe ich Frauen, welche durch viele Jahre ihren tuberkulösen oder herzkranken Gatten zärtlich schonten, liebevoll pflegten und ihm in aufopfernder Weise das Leben zu verlängern suchten, welche dabei ihren Kindern die besten, sorgsamsten Mütter waren — von innerem unbefriedigten Drange nach Geschlechtsgenuß zermürbt, bei gelegentlicher Aufreizung, zum Beispiel durch das Treiben in einem Badeorte, dem langen-Kampfe zwischen Pflicht und Naturdrang endlich erliegen gesehen, nicht selten einem Unwürdigen gegenüber.

Dieses sinnliche Unbefriedigtsein von dem eigenen Manne beherrscht im allgemeinen die Frau um so mehr, je weniger sie Ablenkung ihrer zwangsartig auftretenden Vorstellungen durch geregelte Beschäftigung in der Häuslichkeit oder im Wirtschaftsleben hat, je mehr sie Anregungen zur Betätigung ihrer Lüste außer der Ehe findet, und je mehr ihr gesellschaftliche Beziehungen die erwünschte Gelegenheit hierzu bieten. —

Eine besondere Hervorhebung in bezug der physiopsychologischen Entwicklung der geschlechtlichen Untreue verdient die kinderlose Frau, welche dem Muttertypus angehört, deren Sehnen nach Kindern jedoch in der Ehe nicht erfüllt wird.

Wenn solche Gattin, welche vorzugsweise durch den Trieb der Mütterlichkeit in die Ehe geführt wurde und in ihrem Gatten in erster Linie den Vater ihrer Kinder erblickt, zur Erkenntnis gelangt, oder auch nur die sichere Meinung

zu haben glaubt, daß dieser Mann nicht befähigt ist, ihr das höchste Glück ihres Daseins zu verschaffen, ihren Lebenswunsch zu erfüllen, dann entsteht ein tragischer Konflikt zwischen ihrer Treue zum Ehemanne und der Liebe zum ungeborenen Kinde. Denn ebenso schmerzlich wie ein Kind verlieren, das man zärtlich geliebt hat, ist es, ein Kind zu missen, das man unendlich lieben möchte. Dieser Kampf, welcher die unfruchtbare Frau seelisch bedrückt und körperlich herunterbringt, endet oft genug mit dem Unterliegen der ehelichen Treue und dem Drange zu einem anderen Manne, welchen sie für fähiger hält.

Die Kinderlose nimmt in ihrer Verzweiflung für sich das Recht in Anspruch, durch einen frei sexuell Gewählten Mutter zu werden, wenn ihr eigener Mann versagt, ihr höchstes Lebensziel zu erreichen. Ihr steht die ersehnte Mutterschaft hoch über allen anderen Freuden und Pflichten. Kinderlos bleiben ist ihr gleich dem eigenen Sterben. Aus diesem Grundempfinden heraus entwickelt sich ihr geschlechtliches Handeln. Jedoch auch hierbei spielt die weibliche Eitelkeit eine nicht zu unterschätzende, wenngleich vielleicht unbewußte Rolle. Ihre Eitelkeit wird durch die seit den ältesten Zeiten bis auf die Gegenwart herrschende Volksanschauung verletzt, daß Unfruchtbarkeit eine Unvollkommenheit des weiblichen Organismus sei, etwas Fehlerhaftes im Körperbau der Frau, ein unglücklicher, ja sogar unehrenhafter Zustand, welcher die allgemeine Wertschätzung derselben als wirkliches Weib herabdrückt und ihre Unfähigkeit des Kindergebärens zum Gegenstande des Mitleides, vielleicht auch des Spottes aller fruchtbaren Frauen

macht. Die feinfühlige Frau des Muttertypus fühlt sich zuweilen geradezu erniedrigt in dem Bewußtsein, den Geschlechtsakt zu üben, ohne den ihr ersichtlichen Entschuldigungsgrund hierzu, die Möglichkeit Mutter zu werden, zu besitzen. Solcher Frau ist, wie Guyeau sich ausdrückt, im Innern die Ehe zur Prostitution geworden, indem sie wie diese unfruchtbar ist. Sie möchte zeigen, daß sie kein Zwitter, daß sie ein echtes, schönes, gut gebautes Weib sei, daß nicht an ihrem Körper eine Schuld liege.

In den Reigen der treibenden Motoren zur Untreue der kinderlosen Frau tritt neben den leidenschaftlichen Begehr nach dem Kinde, neben den scharfen Sporn der weiblichen Eitelkeit, neben den aufwühlenden Groll, geschlechtlich von dem Gatten betrogen worden zu sein, — nicht selten eine ausschlaggebende Menge von Gründen materieller Art: Verlust gewisser Einkünfte und Vorberechtigungen im Falle der Kinderlosigkeit, Anfall von Gütern und Herrschaftsgewalten in diesem Falle an andere, vielleicht verfeindete Familienzweige.

Wer Gelegenheit hat, hinter die Kulissen der sterilen Ehe bei hoch und niedrig, bei reich und arm, in den verschiedensten Gesellschaftskreisen einen tieferen Einblick zu erhalten, den muß es mit Staunen und Bewunderung erfüllen, daß auch unter den kinderlosen Frauen immerhin viele Märtyrerinnen der weiblichen Tugend sind, die trotz alledem in starker Selbstverleugnung neben ihrem Gatten ausharren und wie ein tapferer Soldat ihren Treuschwur halten bis zum Grabe. Aber viele haben nicht die Kraft, den physischen und psychischen Anfechtungen Auge,

Ohr und Herz zu verſchließen, all ihrem Hoffen und Wünſchen Verzicht zu leiſten.

Oft vergehen Jahre, bevor die kinderloſe Frau durch ärztliche Aufklärung die Gewißheit erhält, daß nicht *ſie* an der Unfruchtbarkeit ihres Leibes die Schuld trägt, ſondern der *Mann* der ſchuldtragende Teil iſt. Es drängt ſie zu dem Arzte, um zu erfahren, ob ſie ſelbſt an einer organiſchen Erkrankung der Geſchlechtsorgane leidet, ob dieſes Leiden heilbar iſt oder nicht, ob eine Operation etwa nötig iſt, der ſie ſich willig unterziehen möchte — oder ob einer der vielen Fälle vorliegt, in welchem eine Schwäche des Gatten, eine Abnormität ſeines Genitale deſſen Zeugungsfähigkeit beeinträchtige oder gänzlich behebe; oder ob eine ſexuelle Disharmonie zwiſchen ihr und ihrem Manne den Anlaß zur Unfruchtbarkeit der Ehe gebe. Daran, daß der *Mann* der ſchuldige Teil der Kinderloſigkeit der Ehe ſein und die Frau deshalb das Recht beanſpruchen könnte, mit einem anderen Manne Kinder zu zeugen, haben die alten Geſetze nicht gedacht. Der Iſraelite des Altertums hatte die Pflicht, eine unfruchtbare Frau zu verſtoßen oder mit ihrer Magd Kinder zu zeugen, um Erben zu erhalten.

Für den Arzt entſteht nicht ſelten ein peinlicher Gewiſſenskampf, dieſe über das Lebensglück zweier Menſchen entſcheidenden Fragen in genauer Erwägung aller in Betracht kommenden Umſtände zu beantworten.

Schließlich iſt es doch ethiſche Pflicht des Arztes, die *Wahrheit*, wenn ſie unzweifelhaft feſtgeſtellt werden kann, zu ſagen und das nötige *ärztliche* Heilverfahren anzuraten. Allerdings ſind hier beſondere durch Humanität

und Klugheit gebotene Kautelen nötig, und unter allen Umständen die Feststellung, daß es von der Wissenschaft noch nicht erreicht ist, völlige restlose Aufklärung über die Mysterien der Zeugung und Befruchtung zu geben. Aber zumeist wünscht die Frau einen über diese Grenzen hinausgehenden Rat und macht den Arzt zum Vertrauten ihrer Seelenkämpfe und Gemütserregungen. In Fällen, in denen meines Ermessens eine unbehebbare Ursache der Sterilität auf der einen oder anderen Seite vorlag, gab ich den Rat, ein Kind zu adoptieren, und die Befolgung desselben hatte mehrfach die volle Beruhigung der Frau sowie die Aufrechterhaltung des häuslichen Glückes zur Folge.

Jedoch in manchen Fällen strebt die Frau, in derem Innern es schreit wie in der unfruchtbaren Rahel der Bibel: „Gib mir Kinder, oder ich muß sterben!“ eine radikalere Lösung um jeden Preis an, besonders wenn sie sich ihrer Mutterfähigkeit und der Beeinträchtigung derselben durch den Gatten bewußt ist, und sie überschreitet mit dem Mute der Verzweiflung die Brücke, welche den Abgrund der ehelichen Untreue und das Versinken der sittlichen Grundsätze überwölbt. Es ist mir ein Fall in lebhafter Erinnerung, wie eine Dame der obersten Gesellschaftskreise, welche mich wegen Sterilität ihrer Ehe konsultiert hatte, und deren Gatten ich als den schuldigen Teil erkennen mußte, nach mehreren Jahren zu mir kam, mir ihr Kind, einen prächtigen Jungen, wohlgefällig zeigte, und meiner staunenden Miene mit der offenen Erklärung begegnete: „Habe ich nicht recht gehandelt? Ich bin glücklich in meiner Mütterlichkeit, mein Mann strahlt von Stolz

und Liebe zu dem Sohne, und das Erbe ist uns gesichert.“ Ich schwieg.

Welcher Mensch, der das Getriebe des Lebens und dessen bewegende Kräfte kennt, wagt es, auf solche Schuldige den Stein zu werfen? Auch dem starrsten Verteidiger des göttlichen Gebotes „Du sollst nicht ehebrechen!“, selbst dem strengsten Richter über Schwäche und Fehl des Weibes muß dieses Motiv des Ehebruches der Frau am ehesten verzeihlich, weil am leichtesten begreiflich erscheinen. Gibt doch selbst Luther dem zur Ehe tüchtigen Weibe, das einen „untüchtigen“ Mann hat, den Rat, vor diesen offen hinzutreten und zu fordern, „daß ich mit deinem Bruder oder nächsten Freund eine heimliche Ehe habe und du den Namen hast.“

Viele solche Familientragödien würden in Zukunft vermieden werden können, wenn die Eltern eines jungen, unschuldigen, in die Ehe tretenden Mädchens von dem werbenden Manne ein verläßliches ärztliches Gesundheitszeugnis verlangten, aus welchem häufig schon zu ersehen ist, ob der Betreffende voraussichtlich, wahrscheinlich oder sicher fortpflanzungsunfähig ist und die Ehe kinderlos bleiben wird. Den beiden Menschen, welche die Ehe eingehen wollen, müßte es überlassen bleiben zu entscheiden, ob ihre gegenseitige Liebe eine so gewaltige, daß sie hierdurch auch gerne darauf verzichten, des Kinderglückes teilhaft zu werden. In Deutschland verzeichnet man auf 500 000 jährliche Eheschließungen 10 Prozent, das sind 50 000 kinderlose Ehen. Diese Kinderlosigkeit ist aber, wie durch gewichtige statistische Nachweise dargetan, in un-

gefähr 80 Prozent der Fälle nicht Schuld der Frau, sondern durch frühere (gonorrhöische und syphilitische) Erkrankungen des Mannes verursacht, und zwar besonders in den sogenannten mittleren und oberen Ständen der Bevölkerung.

Das jüngste sensationelle Auskunftsmittel gegen weibliche Unfruchtbarkeit, nämlich die künstliche Befruchtung, ein Verfahren, durch welches bei gewissen Hindernissen der Empfängnis die männliche Samenflüssigkeit mit Umgehung des natürlichen Kohabitationsaktes durch Instrumente in den Zervikalkanal der Gebärmutter überführt wird, möchte ich keineswegs auch nur in Vorschlag gebracht wissen. Es sprechen gegen dieses, in seiner Wirksamkeit höchst zweifelhafte Verfahren viele gewichtige sittliche, religiöse und juridische Bedenken, ja es müßte in demselben unter Umständen eine Anreizung zur ehelichen Untreue der Frau gesehen werden.

In rührender Weise erzählt die Bibel den verzweifelten Gemütszustand Hannas, der nachmaligen Mutter des Propheten Samuel, ob ihrer durch Jahre anhaltenden Unfruchtbarkeit: „Alle Jahre zog sie hinauf zu des Herrn Haus und betrübte sich, daß der Herr ihren Leib verschlossen hat, sie weinte dann und aß nichts. Und sie betete lange vor dem Herrn, ihre Lippen regten sich, aber ihre Stimme hörte man nicht. Da meinte der Priester Eli, sie sei trunken. Hanna aber antwortete: Nein, mein Herr, ich bin ein betrübtes Weib und habe mein Herz vor dem Herrn ausgeschüttet, denn ich habe aus meinem großen Kummer und Traurigkeit geredet bisher."

Ein moderner Dichter, Karl Schönherr, schildert in seinem ergreifenden Drama „Der Weibsteufel“ ein kräftiges Weib, das im Hochgebirge mit ihrem Manne, einem Schwächling, sechs Jahre ruhig still daheim lebt und nur innerlich die große Sehnsucht nach einem Kinde trägt. Da kommt zufällig ein „dummer Kraftlackl“, der Grenzjäger, ins einsame Häuschen, umschleicht es und schaut „wie ein verliebter Kater“ zum Schlafkammerfenster hinauf. Und rückt der Frau immer näher und höhnt, daß keine Kinder kommen, weil ihr Mann ja kein rechter Mann ist, nur ein „Klappermandl“. Das Weib aber fühlt sich erst durch die körperliche Annäherung des strammen Soldaten als richtiges Weib. „Bis jetzt“, sagt sie, „bin i nur so ein leerer Teigbatzen gewesen, aber jetzt ist im Teig Hefel drin, mir scheint, jetzt geh' ich erst auf.“

Eine gewaltige Unruhe überkommt sie, wie sie den Jäger in seiner männlichen Kraft aufbegehren sieht, ihren quälenden Gedanken, die sich stets um das Kindbekommen drehen, gibt sie Ausdruck: „Ich mein, wenn der Jäger einmal Kinder kriegt — das gibt lauter junge Bären ab,“ und an ihren eigenen Mann denkend: „Grausen tut mir vor dir, du Saugflaschmandl.“ Sie muß immer an den Jäger denken, an ihn und „seine Kraft“. Ihre Leidenschaft loht auf und reißt den Jäger mit, dem sie zuflüstert, wie schön es wäre, wenn ihr Mann tot sei. „Hab' mir denkt, da möchts nit lang dauern und es rutschet auf deinem Knie so ein junges Kraftbübel um, wie ein junges Bärel.“ Dann schreit sie auf: „Erschlag ihn! Wenn er aus mir hätt' eine Mutter gemacht, wie's Recht und Brauch ist, dann könnt' man ihn leichter ertragen.“ Der Jäger ersticht den Mann.

Dieſer „Weibsteufel“ iſt eine lebenswahre ſeine Schilderung der Brunſt des kinderloſen Weibes, aufgewühlt durch die Reize des Geſchlechtstriebes.

Und in einem zweiten Schauſpiele, „Frau Suitner“, ſchildert derſelbe Dichter ein Ehepaar, das ſich jahrelang abgerackert hat, um Haus und Boden ſchuldenfrei zu machen. Aber der Beſitz kann die beiden Gatten nicht froh machen, „es fehlt a Loo'n im Haus, ein Kind“, das die Rackerei gelohnt hätte. Um das Paar hängt ſich immer tiefer die Lebenseinſamkeit. Die gequälte alternde Frau nimmt Nachbars Gretel ins Haus, ein ſtrammes hübſches, kernbraves Mädel, und ſtiehlt ſich ſachte aus dem Leben. Ertrinkt wie durch einen Zufall und läßt den Mann mit dem Mädel allein. Sie fühlt, ſie iſt ein „Unnütz“, und „leeres Stroh driſcht keiner“, ſie „hat nit die Gnad', Kinder zu gebären“, ihr Mutterwille iſt erſtickt“, ſie macht der anderen Platz.

Strindberg ſchreibt in einer ſeiner Novellen: „Ein Jahr war vergangen, aber von einem Kinde war nichts zu merken. Der Mann dachte, das gleicht ja ganz einem kleinen Verhältniſſe, das ich früher einmal gehabt habe, nur iſt das jetzige langweiliger und teurer. Wenn es aber nur ein Konkubinat iſt? Das iſt es, da wir kein Kind haben.“

Grob naturaliſtiſcher zeichnet ein anderer, nach der Natur malender Romandichter der Gegenwart, Heinz Tovote, in ſeinem Buche „Der Erbe“ in packender Weiſe die geſchlechtlichen Verirrungen einer kinderloſen Frau, welche um jeden Preis ein Kind bekommen will. Eva, die Heldin der Novelle, in einer Vernunftehe verheiratet mit einem älteren

kränkelnden Manne, kinderlos, wünſcht ſich, vorwiegend aus materiellen Gründen, ein Kind, einen Erben. „Da taucht ihr der Gedanke auf, wenn ſie einen Geliebten hätte, dann wäre ihr Sehnen erfüllbar. Sie wollte ſich einem Manne hingeben, um Mutter zu werden. — Es war Ehebruch. Jenes Wort, das für ſie bis jetzt einen Schimpf ohnegleichen bedeutete. Sie ſagte ſich es laut, ohne zu beſchönigen. Nun wohl, ſo mußte ſie die Ehe brechen... Es gab keinen Rückweg mehr, es mußte ſein.“ Sie verliert die letzte Herrſchaft über ſich und ergibt ſich einem fremden jungen Manne, dem ſie auf der Straße begegnet, „groß und breitſchultrig, friſches, geſundes Geſicht mit blondem Schnurrbart und feſtem runden Kinn.“

In den „Erinnerungen der Kaiſerin Katharina II. von Rußland“ erzählt dieſe, daß man ihr, als Großfürſtin, am Hofe Vorwürfe machte, daß ſie keine Kinder bekomme. Man betonte ihr gegenüber, daß ſie, da es ſich um das Wohl des Landes handle, nicht die Tugend als erſtes in die Wagſchale ihres Betragens werfen dürfe. Ihre Oberhofmeiſterin ſchiebt der Großfürſtin auch demgemäß einen Liebhaber zu, den ſchönen Sergius Soltikoff, und Katharina läßt auch durchblicken, daß dieſer der Vater ihres Sohnes Paul geweſen.

V.

Die degenerierte Frau und der Ehebruch

Ererbte und erworbene Entartung der Frau. — Die Ehelüge der Dekadentin. — Die Ehebrecherinnen der Plutokratie. — Das dämonische Weib. — Der Messalinentypus und seine Pathologie.

Die degenerierte Frau und der Ehebruch

Die degenerierte, entartete Frau ist jener weibliche Typus, welcher das größte Kontingent zu den Ehebrecherinnen stellt. Zumeist ist diese Degeneration *ererbt*, das Lasterhafte schon in dem Blute der Ahnen gelegen, den Nachfahren schon vor der Geburt eingeimpft, die Entwicklung der geistigen und moralischen Eigenschaften zum Bösen bereits in den Keimen eines der Eltern oder beider gelegen, die sittliche, wohl auch die physische Entartung eine der Zelle immanente Spezifität.

Zumeist weisen diese Frauen schon äußerlich die sogenannten Degenerationszeichen auf: Deformitäten der Ohren, schlecht entwickelten Ober- und Unterkiefer, kleine oder vorstehende Zähne, Abnormitäten der Nasenhöhle, Vergrößerung oder starke Verkleinerung der Schilddrüse, sehr kräftige Entwicklung von Barthaaren an der Oberlippe, dem Kinne, auch an den Wangen u. m. a.

Seelisch haben die Degenerierten ein labiles ethisches Gleichgewicht, eine angeborene oder erworbene geringe Entwicklung der Willensstärke und Widerstandskraft, einen gewissen Mangel an Selbstüberwindung; und speziell in sexueller Beziehung fehlt es ihnen an strenger Zucht geschlechtlicher Persönlichkeit, an ausgesprochener Gewissensreinheit in bezug auf den Geschlechtstrieb, an wahrer ausschließlicher Hingebung zu dem eigenen Gatten. Dieser letztere ist der degenerierten Frau nur ein Erhaltungsmittel,

ein Genußobjekt, vielleicht auch noch ein Fortpflanzungsinstrument.

Sie ward geschaffen, Unheil anzustiften,
Zu locken, zu verführen, zu vergiften,
Zu morden, ohne daß es einer spürt.
Frank Wedekind in „Erdgeist".

Schon in der ersten Kindheit der Entarteten, bei dem kleinen schwächlichen blassen Mädchen kann man abnorme Äußerungen des Geschlechtstriebes beobachten, halbbewußte Friktionen an den Geschlechtsteilen. Noch vor der Geschlechtsreife, andauernd über diese Pubertätsepoche hinaus entwickelt sich in dem degenerierten Mädchen ein unklares, halbbewußtes, triebhaftes sexuelles Bedürfnis, welches zur Befriedigung durch Onanie, Masturbation und anderen selbstbefleckenden Manipulationen am äußeren Genitale und in der Scheide führen, zu körperlichen unzüchtigen Berührungen mit Gleichgeschlechtlichen, oder zu geilen Betastungen mit jungen Burschen, zu absichtlichem Anstreifen an Männer.

Im Alter der Geschlechtsreife ist die heranwachsende dekadente Jungfrau häufig genug schon äußerlich gekennzeichnet durch Blässe des Gesichts, müden Ausdruck, dunkel umränderte matte Augen, träge Bewegungen, auffälliges Auftreten — eigentlich nur noch körperlich virginell, jedoch moralisch bereits dirnenhaft. Ihre Phantasie ist erfüllt von erotischen Bildern und lasziven Vorstellungen, ihre Aufmerksamkeit ist meist auf das Sexuelle gerichtet und ihre sinnliche Begehrlichkeit wird durch geringe Anlässe erregt. Im Umgange mit jungen Männern, welcher nach außen den Deckmantel des gesellschaftlichen Flirt trägt, gewährt die

entartete Jungfrau jenen alle geſchlechtlichen Begünſtigungen bis zu der gewiſſen Grenze, tout excepté ça. Sie wird eine demi-vierge, welche nur noch ſo viel Willensenergie und Hemmungskraft aufbringt, ſich die körperlichen Geſchlechtsmerkmale der Jungferſchaft zu erhalten, weil dieſe ein hocheingeſchätzter Wert für die Ehe ſind.

In dem bekannten Romane „Erſtklaſſige Menſchen“ vom Grafen W. von Baudiſſin werden Berliner Mädchen der Geſellſchaft von heute in ihrer ſexuellen Verderbtheit geſchildert: „Sie erinnerte ſich ganz genau, daß faſt ein jedes der jungen Mädchen, mit denen ſie befreundet war, ihren Leutnant gehabt hatte. Wie oft hatte ſie ihnen darüber Vorwürfe gemacht, aber immer dieſelbe Antwort erhalten: Warum ſoll ich es denn nicht tun, die anderen tun es doch auch alle, wozu iſt man denn jung und ſchön? Glaubſt du denn, daß unſer Blut kalt bleibt, wenn man uns den ganzen Abend die Cour macht, uns beim Tanzen an ſich drückt und uns mit begehrlichen Blicken anſieht? Sollen wir warten, bis wir einen Mann bekommen? Das kann lange dauern, vielleicht ewig, und was dann? Sollen wir ſterben, ohne die Freuden der Liebe kennen gelernt zu haben? So dumm! Und mit wahrhaft zyniſcher Offenheit hatten ſie ſich dann gegenſeitig erzählt, wie ſie es anſtellten, um die Eltern zu täuſchen und die etwaigen Folgen ihres Verkehrs zu verhindern. . . . Eine dieſer jungen Damen, die ſchon durch viele Hände gegangen war und von der es ein offenes Geheimnis war, daß ſie jeden Herrn, der ihr gefiel, für ſich eroberte, erzählte: Wenn ich heirate, mache ich gerade meine zwölfte Hochzeitsreiſe.“

Wenn solche Dekadente die Ehe eingeht, so hat sie natürlich keine sexuelle Aufklärung nötig, sie kennt alles und weiß sich in den Mysterien der geschlechtlichen Liebe wohl zurecht. Diese Liebe ist in ihr nur Geschlechtstrieb, nur als Paarungsgier herrschend, die Komponente desselben als Fortpflanzungsinstinkt, als Mutterschaftstrieb ist ganz in den Hintergrund gedrängt. Im Gegensatze zum Muttertypus der Frau will die Dekadente von Mutterschaft, Mutterfreuden und Mutterpflichten nichts wissen. Sie hat auch wenig physische Befähigung zur Erfüllung dieser Pflichten. Ihre Brüste geben nicht überquellenden Saft zur Ernährung des Kindes, sie sind zu schwach entwickelt oder besitzen mehr Fettgewebe als Milchdrüse. Der Psyche der Entarteten ist das beseligende Gefühl der Mütterlichkeit, die Lust der Kinderaufzucht fremd. Sie hat nur das egoistische Interesse für inhaltlose, nichtige Vergnügungen und Belustigungen. Ihr niedriges Ichleben sucht nach äußerem, rauschendem Erscheinen, ergeht sich in sinnlich-geschlechtlicher Gestaltung alles Erlebten, alles Gelesenen und Gehörten.

Schon wenn sie vor dem Traualtare das Gelöbnis der Treue dem Manne ablegt, so nimmt sie dies so wenig ehrlich, daß sie nur von dem Gedanken beherrscht wird, sie sei jetzt durch die Verheiratung von den Fesseln der bisher äußerlich aufrecht erhaltenen Ehrbarkeit befreit. Innerlich fehlt ihr der sittliche Wille zur Lenkung ihrer von Beginn an überreizten Triebe, mangelt ihr das ethische Bewußtsein, der richtige Begriff von Schicklichkeit, Sittlichkeit und weiblicher Tugend. Ihre moralische Entartung läßt sie jubeln über die Erlösung von all dem für das junge Mädchen

nötigen Aufrechterhalten des Konventionellen im sexuellen Gehaben.

Nun darf sie ohne Geheimnistuerei die schlechten, ihre Sinne kitzelnden Romane lesen, nun kann sie ohne Scheu all den Schaustellungen beiwohnen, welche ihrer sexuellen Reizbarkeit frönen. Jetzt kann sie das früher nur vorsichtig betriebene Kokettieren auf jeden beliebigen Mann ausdehnen, jetzt darf sie all die Lockungen des Halbverhüllten und Nackten in Kleidung und Gespräch vor den Augen der Gesellschaft üben. Nun vermag sie all das Dirnenhafte, das in ihrem Blute liegt, austoben zu lassen, und zwar nicht im ehelichen Bette, sondern in unbegrenzter Triebfreiheit. Jeder Mann, nein jedes Männchen im tierischen Sinne ist ihr das sexuelle Instrument zur Befriedigung ihrer erotischen Lüste. Sie kommt in ihrer Leichtlebigkeit und Skrupellosigkeit, in ihrem Leichtsinne und Verderbtheit gar nicht zur Reflexion über die Motive ihres treulosen Tuns. Sie ist die geborene Ehebrecherin und wird in ihrer wilden Lustbefriedigung bald ganz wahllos. Es gilt von ihr, was Valentin dem Gretchen (in Goethes „Faust") zuruft:

Du fangst mit einem heimlich an,
Bald kommen ihrer mehre dran,
Und wenn dich erst ein Dutzend hat,
So hat dich auch die ganze Stadt.

In dem Romane „Der Fall Clémenceau" tut Dumas der Jüngere folgenden wahren Ausspruch: „Für die Frauen bestehen nur zwei Zustände, das Gute und das Böse. Wenn sie, die Frauen, einmal aus dem Zustande des Guten heraus-

treten, dann befinden sie sich im Bösen, nicht bloß zum Drittel, zur Hälfte oder zu zwei Drittel, sondern sie stecken darin vollständig und unverbesserbar." Für die einmal gefallene Frau gibt es keine Rückkehr, keine Rettung mehr, die geschlechtlich Gesunkene vermag im allgemeinen nicht mehr den Weg zur ehelichen Treue zu finden.

Von der Ehe der entarteten Frau gilt, was Max Nordau von der „Ehelüge" sagt: „Tatsächlich wird die Ehe nicht im Hinblick auf die künftige Generation, sondern bloß mit Rücksicht auf das persönliche Interesse der die Verbindung eingehenden Personen geschlossen. . . Die Ehe sollte die Sanktion des Altruismus sein; sie ist die des Egoismus. Die Eheschließenden wollen nicht in und für einander leben, sondern bessere Bedingungen für die Fortsetzung eines behaglichen und verantwortungsfreien Sonderdaseins finden. Man heiratet, um eine Eitelkeit zu befriedigen, um in den Genuß der Vorrechte und Freiheiten zu treten, welche die Gesellschaft den ledigen Frauenzimmern vorenthält und den verheirateten zugesteht. . . . Das Kind ist in der Ehe ein unerwünschter, im günstigsten Falle gleichgültiger Zufall, eine nicht leicht zu vermeidende, aber durchaus nebensächliche Folgeerscheinung."

Einen poetischen Ausdruck für die wühlende und aufreizende Geschlechtsgier der Entarteten gibt d'Annunzio in seiner Phädra: „Decke das Antlitz mir, wenn du es fürchtest, mit meinen Haaren, neige dich einmal und küsse mich hinein in die verschlungene Glut. — Mein Blut ist überreif von dir, wie Saft der Frucht, bis an das Herz, bis an die Wurzeln meiner Schönheit und meiner Qual. Krank

bin ich ja, ruhlos und ausgebrannt, und leben kann ich nicht mehr."

Die sittliche Entartung des Weibes muß aber nicht immer ein ererbter Zustand, sie kann auch erst im Lebensgange *erworben* sein, und zwar durch psychisch und physisch einwirkende Momente, durch Versetzung der Frau in ein ungünstiges Milieu, in eine böses Beispiel gebende Umgebung, an die Seite eines ethisch verderbten Gatten, durch plötzlichen Wechsel bescheidener Existenzverhältnisse und Vorherrschen von Reichtum, Luxus, Üppigkeit, aber auch durch schlechte ungeeignete Ernährung, durch mangelhaften Genuß freier Luft, durch verschiedene auf das Nervensystem schwächend wirkende Einflüsse.

So sind stets in Zeiten des Verfalles der öffentlichen Sitten und der völkischen Moral *dekadente Frauen* aufgetreten, welche sich nicht scheuten, laut durch Wort und Tat zu bekunden, daß sie sich von allen gesellschaftlichen, sittlichen und gesetzlichen Hemmungen des Geschlechtstriebes frei fühlen und die schrankenlose Befriedigung ihrer sexuellen Gier auf ihre Lebensfahne schreiben. So trat im *Rom* der Cäsarenzeit neben der allgemeinen sittlichen Entartung auch Verfall der Frauentreue als Allgemeinerscheinung auf. Die Cäsarengattinnen, welche den Lebenswandel der Kurtisanen führten, gaben das verderbliche Beispiel. Und ähnliche Dekadenzbilder führen uns die sittenlosen Zeiten Ludwigs XIV., der Regentschaft, der Revolution in Frankreich vor, und auch im abgelaufenen „entgötterten" Jahrhundert gab es öfter Zeiten,

„Da die Mädchen auf der Gasse jedem will'ges Ohr gelieh'n,
„Und der Ehebruch in Masse als Nachmittags-
spaß erschien."
(Sudermann.)

Zu dem eben beschriebenen Typus der dekadenten Frau gehören gar manche Ehebrecherinnen der gegenwärtig so übermächtigen Plutokratie. Diese Mammonfürstinnen, die Gattinnen depravierter Börsenkönige, skrupelloser Großlieferanten, berüchtigter Geld- und Warenwucherer, denen das leicht ergatterte Geld ihrer Ehemänner in vollem Ausmaße zu Gebote steht, und die von gesellschaftlichen Schmeichlern und Verehrern umgeben sind. Diese Frauen, denen es gestattet ist, sich alle ersehnten Genüsse zu verschaffen, in Üppigkeit und Müßiggang zu leben, die überdies noch aufgestachelt werden, es in Sinnlichkeit und Verderbtheit ihren Gatten gleich zu tun — ähneln den verkommenen Cäsarengattinnen der alten Römerzeit an Frivolität, Begehrlichkeit und Zügellosigkeit.

Sie sind zumeist als Emporkömmlinge aus niederen Sphären in die oberen Gesellschaftskreise aufgestiegen, ohne eine, die wirklich Vornehmen kennzeichnende, von den Ahnen geerbte alte Kultur mitzubringen. Sie entlehnen rasch aus diesen Kreisen die neukulturellen Übelstände, die Lehren einer laxen Geschlechtsmoral, und dies um so leichter, als ihr Geldüberfluß ihnen die Mittel gibt, sich Männer zu kaufen. Sie haben mit ihrem schnellen sozialen Auftriebe die ihnen noch etwa anhaftenden religiösen Dogmen und sittlichen Anschauungen abgestreift und dermaßen die natürlichen Hemmungen ihrer animalischen Triebe verloren. Der

Bruch der ehelichen Treue erregt bei ihnen um so weniger Bedenken, als sie wohl wissen, daß ihre Gatten unverhüllte Ehebrecher sind und sie sich daher mit ihnen in der Ehe auf gleicher Stufe befinden. Diesen Geldweibern ist der Ehebruch ein von Mammons Gnaden gewährter Genuß, wie der Luxus kostbaren Schmuckes und prächtiger Kleider, wie der protzige Besitz von Theaterloge und Patronessenstuhl im Ballsaale.

Durch das viele, ihr uneingeschränkt zu Gebote stehende Geld ist die Mammonfürstin in der Lage, allen ihren Sinnen vollen Genuß und ganze Befriedigung zu bieten. Sie kann den Gaumen durch pikante Speisen und feurige Getränke kitzeln und sättigen, sie kann dem Auge die schönsten Kunstwerke bieten, dem Ohre den Schmaus der herrlichsten Musik gewähren; nur dem Geschlechtssinn kann sie nicht in dem durch eheliche Treue begrenzten Ehegebiete nach Wunsch und Gier Genüge leisten. Und gerade ihr Geschlechtstrieb ist durch die Aufreizung all ihrer anderen Sinne wesentlich über die Norm gesteigert, und der eigene Gatte hat mehr Gefallen an den durch Geld käuflichen fremden Frauen und vernachlässigt seine rechtmäßige Gattin. Diese sucht dann, frei von jeder sittlichen Hemmung und demoralisiert durch die Allgewalt des Geldes, die Befriedigung ihres Geschlechtssinnes durch Ehebruch; sie kauft sich einen Liebhaber und folgt damit gleichzeitig der in gewissen Kreisen herrschenden Mode.

In diesen plutokratischen Schichten ist in der blendenden Bestrahlung durch Geld der Glanz der edlen Begriffe von Keuschheit, Schamhaftigkeit, Tugend, sowie von wahren,

edlen, geiſtigen Genüſſen verblaßt, zuweilen auch gänzlich verlöſcht.

Die edlen Freuden der Natur, wahrer Schönheit, echter Kunſt und hoher Bildung ſind dieſen Dekadenten aus den Kreiſen der Geldherrſchaft verſagt, und ihr Ideal iſt ſchrankenloſe Befriedigung all ihrer ſinnlichen Gelüſte, ſomit auch Freiheit des Geſchlechtsgenuſſes. Perſönliche tiefe Liebe, ſelbſtloſe weibliche Treue ſind ihnen unbekannte und unwillkommene Begriffe. In ihrer Ehe haben Mann und Frau ihre beſonderen erotiſchen Forderungen, denen ſie nur nebeneinander, aber nicht miteinander nachkommen können. Beide ſetzen ſich über alles Schickliche und vom Sittengeſetz Erlaubte mehr oder minder ohne Hehl und Scham hinweg, denn ſie wiſſen, die Macht des vielen Geldes iſt eine ſo große, daß ſie die Strafe der allgemeinen Verachtung nicht zu fürchten brauchen. Der Glanz des Goldes blendet nur zu oft die Urteilsfähigkeit der Menge.

Schließlich iſt auch ſolcher Mammonfürſtin, welche alles, was ihr gefällt, an ſich nehmen kann und nimmt, die Liebe nur eine Form ihres unerſättlichen Strebens nach Beſitzergreifen, welches tief in ihrer Natur, wie in dem Charakter ihres Gatten, des Geldbeherrſchers, gelegen, die Befriedigung nur an dem Materiellen, dem Eigentum außerhalb des eigenen Ich findet, ſei dieſes Eigentum eine Sache oder eine Perſon. Wird ſie, die Plutokratin, um ſolchen Beſitz beneidet, dann erreicht ihre Gier die volle Befriedigung; wird ſie desſelben überdrüſſig, dann wirft ſie ihn einfach achtlos von ſich.

Auf die degenerierte Frau und nur auf diese allein findet der Ausspruch des Griechen Thukydides berechtigte Anwendung, daß die Frau schlimmer ist als die sturmgepeitschte Meereswoge, als des Feuers Glut und als der Sturz des wilden Bergwassers; der Gott, der die Frau erfand, sei der unselige Urheber des höchsten Übels.

Die Entartung der Plutokratinnen kennzeichnet Max Wolf ganz richtig: „Der Mammonkultus greift in ganz erschreckender Weise um sich. Jedes dem Weibe angeborene feinere Gefühl, alles Urwüchsige und Natürliche, alle Erscheinungen der wahren Weiblichkeit müssen in dieser Wüste verdorren. Wie kann es auch anders sein, wenn die Mammonanbeter die ganze Welt des Denkens und Fühlens mit dem Maßstabe von Geld und Geldeswert messen, alles Denken dem Kapital dienstbar machen, alles Fühlen ihrem Götzen, dem Mammon, opfern? Das weibliche Geschlecht, welches kritiklos den Geist der Zeit in sich aufnimmt, überträgt die Verirrungen der Moral, denen es selbst unterliegt, auf die Nachkommen."

Zu den Degenerierten gehört auch das „Dämonische Weib", welches im 18. Jahrhundert an den Fürstenhöfen solch große Rolle gespielt hat, und so häufig in den Romanen, besonders von Sacher-Masoch, geschildert wird, das Weib mit dem aufreizend schönen Körper und den unersättlich glühendem Verlangen, vor welchem alle Männer auf den Knien liegen, und das seine Befriedigung erst dann findet, wenn es eine Reihe von Liebhabern genießt und diese mit ausgeklügelter Grausamkeit quält. Die „Venus im Pelze", welche ihre rasenden Verehrer mit

Peitschenhieben blutig mißhandelt und sich an ihren körperlichen Qualen ergötzt, während der eigene Mann als „Großmeister der Freimaurerloge der Gehörnten" verspottet wird.

Für das dämonische Weib gilt der Ausspruch Nietzsches von der Liebe, daß sie „in ihren Mitteln der Krieg, in ihrem Grunde der Todhaß der Geschlechter ist". Bei jenem vereinigt sich mit der Geschlechtsgier die Sucht nach physischer Gewalt über den Mann, der Reiz, die persönliche Überlegenheit über diesen zu erweisen und fühlbar zu machen, das Streben, die Siegerin nicht nur auf dem sexuellen Gebiete, sondern über die ganze bezwungene Körperlichkeit des Mannes zu sein, das Verlangen, nicht nur durch sinnlichen Zauber der Weiblichkeit den Mann zu erobern, sondern ihn auch durch überlegene elementare Kraft zu bezwingen und zu erniedrigen.

Mit der erhöhten Geschlechtsgier des dämonischen Weibes geht gewöhnlich eine gewisse Grausamkeit, ein Gefallen und Wohlempfinden beim Anblicke der Leiden anderer, Menschen wie Tiere, einher. So war es bei den geilen altrömischen Frauen, welche entzückt mit einer Bewegung des Daumens das Zeichen zum Töten der Gladiatoren gaben, so bei den leidenschaftlichen, leichtlebigen Französinnen der großen Revolutionszeit, die ihr Ergötzen an den Opfern der Guillotine fanden, so ist es noch gegenwärtig bei den leicht entzündlichen Spanierinnen, die an dem grausamen Spiele der Stiergefechte besonders stark beteiligt sind. Und so sind die sexuell überreizten dämonischen Frauen der Gegenwart mitleidlos gegen die Männer, welche

von ihnen betrogen werden, grausam gegen ihre Liebhaber, welche sie zu ihren Sklaven erniedrigen.

Im alten Athen war ein Tempel der Unkeuschheit, Anaïda, geweiht, und das Sinnbild derselben war ein Rebhuhn, weil bei diesem Tiere im Akte das Männchen vom Weibchen getreten wird.

Historische Beispiele solcher Dämonischen gibt es in großer Zahl, von der liebestollen Kleopatra, welche die Giftschale ihrer Nebenbuhlerin und deren Sohn reicht, bis zur blutrünstigen Anstifterin der Pariser Bluthochzeit Katharina von Medici, und bis zur vielliebenden russischen Zarin, die ihre erwählten Günstlinge nach dem Liebesgenusse töten ließ. Und solch dämonisches, sadistisch grausames Weib schildert Oskar Wilde in „Salome", welche das von ihr verlangte Haupt des ermordeten Jochanan gierig küßt: „Ah, du wolltest mich deinen Mund nicht küssen lassen, Jochanan! Nun, ich werde ihn jetzt küssen, ich werde ihn mit meinen Zähnen beißen, wie man in eine reife Frucht beißt."

Die Bibel führt im Buche der Richter ein dämonisches Weib an, Delila, welche dem in sie verliebten Simson das Geheimnis seiner Stärke entlocken und ihn selbst vernichten will. Vergebens sucht er sie zu täuschen. „Und da sie ihn plagte alle Tage mit ihren Reden und ihn drängte und seine Seele ungeduldig wurde zum Sterben, da gab er ihr sein ganzes Herz kund. Und sie schläferte ihn ein auf ihren Knien ... und die Philister ergriffen ihn und stachen ihm die Augen aus und banden ihn mit ehernen Ketten."

Unſere Dichter der klaſſiſchen Zeit ſtellten mehrfache Beiſpiele von dämoniſchen Weibern hin, ſo Leſſing in der Orſina, Goethe in Adelheid, Schiller in Eliſabeth, weiters Kleiſt in Kunigunde, Grillparzer in Medea.

Nordiſche Dichter der Gegenwart, wie Ibſen und Strindberg, ſchildern ſolche dämoniſche Frauen als Vampire, welche das Blut des in Wolluſt und Abſcheu zuckenden Mannes ſaugen; „das Weib als ein Abſchaum iſt eine Laſt, die der Mann mit ſich herumſchleppt, ein Luxus, der zu viel Geld koſtet, ein Übel, das man nur aus einem Naturzwang erträgt, ein Ding, das einem ewig fremd bleibt, mit dem einen keine ſeeliſche Schwingung, keine herzliche Regung, kein tiefſtes Einsſein, mit dem einen nur der periodiſche Trieb verbindet, ein Paraſit, den man abſchüttelt, ſobald man zu Jahren kommt, auf den man mit Fäuſten losgeht, wenn es einem auf dem Arbeitsmarkt begegnet.“ (Laura Marholm).

Unter den degenerierten Frauen möchte ich noch einen ſpeziellen Typus, das Weib des Meſſalinentypus, unterſcheiden. Allerdings iſt dieſer, welcher die geſchlechtlich unerſättliche, immer an ſexuellem Hunger leidende Frau umfaßt, in Wirklichkeit ſchon ein pathologiſcher, denn ihm liegt ein krankhafter allgemeiner Nervenzuſtand (erbliche Belaſtung, pſychiſche Exaltation, Hyſterie, zerebrale Neuroſe, paralytiſche Dementia u. a.) zugrunde. Dieſer krankhafte Zuſtand äußert ſich durch eine abnorme Steigerung der geſchlechtlichen Empfindlichkeit und Reflexerregbarkeit des Weibes, ein Zuſtand, den v. Krafft-Ebing als Psychopathia sexualis beſchrieben hat.

Das Charakteriſtiſche in dieſer Meſſalinennatur iſt, daß der pathologiſch geſteigerte Trieb durch den Geſchlechtsakt nicht zur vollen Löſung gelangt, ſondern auch nach dieſem als unaufhaltſamer Drang gefühlt wird. Gleich mit dem früheſten Erwachen des Geſchlechtsinſtinktes bei dem jungen Mädchen gibt ſich das Abnormale des Triebes kund und hält das ganze Leben hindurch an, einhergehend mit einer völligen Verderbtheit des ſittlichen Charakters und des moraliſchen Empfindens. Zuweilen treten die brutalen erotiſchen Ausbrüche periodiſch in Anfällen auf, namentlich im klimakteriſchen Alter der Frau, zur Zeit des Aufhörens der Menſtrualfunktion. Nicht ſelten iſt die erotiſche Erregbarkeit mit Grauſamkeit und Zerſtörungsſucht, zuweilen mit Trunkſucht verbunden. Die erbliche Belaſtung kann durch Schwächezuſtände der Erzeuger veranlaßt ſein, durch ſchwere Erkrankungen derſelben, wie Syphilis, Epilepſie, Alkoholismus, durch laſterhafte Lebensweiſe der Eltern.

Die Frau des Meſſalinentypus taugt überhaupt nicht für die Ehe, da dieſe ſich durch jene Veranlagung zu einer Kataſtrophe für die ganze Familie geſtalten muß. Solches Weib iſt polyandriſch, und dieſe ihre Natur gibt ſich dadurch kund, daß ſie gleichzeitig zu mehreren Männern geſchlechtliche Beziehungen unterhält, oder in raſcher Aufeinanderfolge die Objekte ihrer ſexuellen Gelüſte wechſelt. Das Triebleben ſolcher unglücklichen und unglückbringenden Frauen geſtaltet ſich wie bei dem Tiere; brutale Befriedigung des Triebes wird angeſtrebt, aber nicht gefunden. Ihre Brunſt überwältigt alle Willenskräfte der Frau und nimmt von ihrem ganzen Vorſtellungsvermögen Beſitz.

Der geringſte Reiz löſt unlöſchbare Geſchlechtsgier aus. Hier, wo die Hirnrinde und damit das pſychoſexuelle Zentrum in einem Zuſtande von Hyperäſtheſie ſich befindet, wo die Phantaſie abnorm erregbar und leicht zu Aſſoziationen mit geſchlechtlichen Bildern geneigt iſt, vermögen auch geringe Reize, welche auf das Auge, Ohr, auf das Taſtorgan, ja auf den Geruchſinn wirken, ſchon zu ſtarken Reflexaktionen im Geſchlechtsorgane zu führen, und jeder Regulator des Geſchlechtstriebes verſagt im Organismus ſolcher Frau. Alles Streben, Sehnen und Fühlen dieſer bedauernswerteſten unter den degenerierten Weibern drängt nach der geſchlechtlichen Handlung, und darum locken ſie ohne Scham und Rückſicht Männer an ſich, da der eigene Mann, wie überhaupt kein einziger, ſie befriedigen kann. Die geſchlechtliche Untreue, der Ehebruch, iſt nicht das letzte Ende dieſer Frau, ſondern ſie endet als Verbrecherin im Kriminale, oder als Unheilbare in der Irrenanſtalt, oder ſie fällt als Opfer der rächenden Hand des Gatten. In Dumas' Fall Clémenceau tötet der Bildhauer die unverbeſſerliche Ehebrecherin Iſa, und gibt eine Illuſtration für die Theſe dieſes berühmten Romanſchriftſtellers: „tue — la!"

Das klaſſiſche Beiſpiel für dieſen Typus, welchem mehrere Herrſcherinnen des Altertums angehörten, ſo die Tochter des Ägyptiſchen Königs Cheops, ſo die ſchöne Sappho, nicht minder berühmt durch ihre unerſättliche Wolluſt wie durch ihre Dichtergabe, mit der ſie in glühenden Verſen ſelbſt ihre Liebesleidenſchaft beſchrieben, weiter viele nymphomaniſche Frauen der Ariſtokratie des alten Rom, — gibt die als geſchlechtlich „unbeſiegbar" geprieſene Meſſalina, die ſchändliche Gattin des Kaiſers Claudius,

welche das Leben einer öffentlichen Dirne führte, sich nachts in den Straßen und den Lupinarien herumtrieb, und deren krankhafte Gier nicht durch 25 junge Athleten in einem Tage und einer Nacht befriedigt werden konnte. Und bis in die neueste Zeit hinein reichen bekannte Beispiele solch pathologisch veranlagter weiblicher Don Juans und Casanovas. Zu diesem Typus gehörte die berühmte Liebesgenießerin Ninon l'Enclos, welche noch mit achtzig Jahren geschlechtshungrig begehrte und sich begehren ließ. Bekannt ist auch aus der Neuzeit der Ehescheidungsprozeß des Lord W. gegen seine Gattin wegen Ehebruchs mit 34 Männern.

Nur von diesem pathologischen Frauentypus, welcher auf steten Ehebruch hingewiesen ist und schon den Charakter der Prostituierten trägt, die den Geschlechtstrieb schrankenlos und nicht selten verbrecherisch befriedigt, gilt als richtig, was Weininger fälschlich für alle Frauen verallgemeinert, daß sie stets und durchaus sexuell empfindet und sich fühlt „fortwährend und am ganzen Leibe, überall und immer, von was es auch sei, ausnahmslos koitiert". Auf diesen ganz voraussetzungslos ehebrecherischen, nie gierisch gesättigten Weibertypus paßt auch das Bekenntnis des Goetheschen „Faust":

So taumle ich von Begierde zu Genuß,
Und im Genuß verschmacht' ich nach Begierde.

VI.

Die Wahlverwandtſchaft als Motiv geſchlechtlicher Untreue

Die „unverſtandene“ Frau und ihre Affinität zum fremden Manne. — Die Goetheſche Wahlverwandtſchaft. — Anatomiſche phyſiologiſche Motivierung in der Genitalſphäre.

Das Wahlverwandtschafts-Motiv des Ehebruchs

Wenn bei unkultivierten Völkern oder auch bei den niederen Klassen der Kulturvölker der Geschlechtstrieb allein als unverhüllter, maßgebender Faktor, ohne jede Selektion, bei Schließung der Ehe die Vorherrschaft übt und schon die Vereinigung mit einem beliebigen Individuum des anderen Geschlechtes genügend befriedigt, so steht doch in jenen Schichten, denen ein höherer Grad von Bildung und Kultur zu eigen ist, die Auswahl eines bestimmten Mannes mit einer bestimmten Frau, die gegenseitige individuelle Sympathie, die seelische Liebe im Vordergrunde der Ehemotive, insofern nicht der grob materialistische Egoismus, das Erwägen der äußeren Vermögensverhältnisse allein die Führung zur Ehe übernimmt.

Die gegenseitige Wahl ist auch die notwendige Voraussetzung der in der Ehe verkörperten höchsten Gemeinschaft zweier geschlechtlich differenten Individuen, damit eine Ausgleichung und Verschmelzung der beiden Wesen zustande kommt, welche zugleich die Schaffung eines dritten Wesens günstiger Art verbürgt. So werden die Ehen aus Zuneigung geschlossen und werden im Laufe der Zeit zu wirklichen Liebesehen oder — auch nicht.

Denn diese eheliche Liebe ist nicht im vornhinein zu bestimmen, und erst nach Ablauf kürzeren oder längeren Zusammenlebens merkt die Frau, daß eine physische oder psychische Disharmonie zwischen ihr und dem Gatten besteht, welche sich nicht immer überbrücken läßt. Es hat darum

die in früherer Zeit und noch jetzt in gewissen Bauernkreisen herrschende Übung der „Probeheiraten“ einen guten Grund, welcher sich nicht nur auf das Erkennen des körperlichen Zusammenpassens im Zeugungsakte beschränkt. Indes gestattet der gegenwärtige Kulturstand eine Verbreiterung solcher in mancher Beziehung zu rechtfertigenden Vorbereitungsmaßregeln zur Ehe nicht. Zu spät findet darum die feinfühlende, schwärmerische, sentimentale Frau, daß das Wesen ihrer ehelichen Verbindung weder dem Goetheschen Begriffe der Wahlverwandtschaft, noch der Darwinschen Lehre von der Zuchtwahl entspricht. Die Frau entdeckt, daß ihr der eigene Mann fremd bleibt, daß sie von ihm nicht „verstanden“ wird und daß sie sich zu einem anderen Manne „wahlverwandt“ hingezogen fühlt.

Damit ist ein schwerer seelischer Konflikt zwischen ehelicher Pflicht und außerehelicher Zuneigung gegeben, welcher für die Treue der Frau verhängnisvoll wird oder leicht werden kann. Denn so sehr diese wahlverwandte Neigung unter der trügerischen Umhüllung von Freundschaft und seelischer Harmonie als romantische, unfleischliche Liebe erscheint, so ist der Kern doch der zur Zuchtwahl drängende Geschlechtstrieb. Die Freundschaften der Wahlverwandten haben, wie alle sogenannten Freundschaften, zwischen geschlechtsreifem und geschlechtskräftigem Mann und Weib stets den zuweilen eine Zeitlang verdunkelten Hintergrund des sexuellen Triebes, welcher aber ganz plötzlich durch gebotene Gelegenheit oder sich ergebende Zufälligkeit von der Flamme auflodernden Affektes grell beleuchtet wird und die wahre Natur des Verhältnisses bekundet.

Gewiß sollte die Ehe die geschlechtliche Verbindung zweier Individuen differenten Geschlechtes sein, welche nach Körperbeschaffenheit und Seelenverfassung am besten zueinander passen. Aber selbst wenn dieses harmonische Zusammenpassen eines bestimmten Mannes und einer bestimmten Frau wirklich im vornhinein zu erkennen und zu bestimmen wäre, so lehrt doch die tägliche Erfahrung, daß solche Rücksichten tatsächlich nicht die gewöhnlich ausschlaggebenden bei der Eheschließung sind, sondern dabei zumeist äußere Verhältnisse, materielle Momente, Nützlichkeitsgedanken entscheidend in die Wagschale fallen. Die Mehrzahl der Ehen der Gegenwart sind nicht Liebesheiraten oder Zuneigungsheiraten, sondern Konvenienzehen. Und erst einige Zeit nach Ablauf einer solchen Ehe drängt sich der hypersensiblen Frau die Sehnsucht einer Wahlverwandtschaft auf, wird durch Willenskraft überwunden, oder bringt heftige Konflikte in die Familie, oder führt im geheimen zum Ehebruche der Frau.

Zur Erklärung des nicht wegzuleugnenden Tatsächlichen einer besonderen Anziehung sexueller Art zwischen bestimmten männlichen und weiblichen Individuen hat man Vorgänge der Chemie, Physiologie, Anatomie und Psychologie heranzuziehen versucht.

Die Chemie bezeichnet als Affinität den Drang zweier Körper, sich miteinander zu einem neuen Produkte zu verbinden. Zwei Elemente, die keine Affinität zueinander haben, verbinden sich nicht in dieser Weise, und es kommt bei ihnen trotz der innigsten Berührung zu keiner neuen Bildung, zu keiner neuen Kräfteentwicklung, zu keinem

lebendigen Vereinigungsvorgange. Man könnte also die wahlverwandte sexuelle Anziehung analog dem chemischen Vorgange der Wahlverwandtschaft bestimmter Körper als im innersten Wesen des Chemismus zweier menschlicher Wesen begründet betrachten und dafür die von O. und R. Hertwig gegebene Bezeichnung „geschlechtliche Affinität" zweier Individuen annehmen. Die Ehe wäre demgemäß als ein Einschluß zweier chemischen Individualitäten in ein Gefäß zu betrachten. Besitzen diese die nötige Affinität zueinander, dann gibt es eine sexuell harmonische Ehe mit den Konsequenzen der Zeugung gesunder, tüchtiger Kinder. Im Gegenfalle suchen die nicht wahlverwandten Elemente eine Verbindung außerhalb des Gefäßes, es kommt zu einer Explosion, welche dieses zertrümmert; die Ehe geht in die Brüche.

Vielleicht spielen die noch nicht näher bekannten, erst in jüngster Zeit erforschten körperlichen Emanationen, welche auch von menschlichen Wesen in differenter Weise ausgehen, eine bestimmende Rolle und rufen gegenseitige annähernde Bewegungen zwischen Wahlverwandten hervor. Ähnliches scheint schon Goethe vorgeschwebt zu haben, wenn er das Verhältnis von Ottilie und Eduard (Wahlverwandtschaft) schildert: „Sie übten eine unbeschreibliche, fast magische Anziehungskraft gegeneinander aus. . . Nur die nächste Nähe konnte sie beruhigen. Ja, hätte man eins von beiden am letzten Ende der Wohnung festgehalten, das andere hätte sich nach und nach von selbst ohne Vorsatz zu ihm hinbewegt." Und in seinen Gesprächen mit Eckermann sagt Goethe: „Wir haben alle etwas von elektrischen und magnetischen Kräften in uns und üben wie der Magnet

ſelber eine anziehende oder abſtoßende Gewalt aus, je nachdem wir mit etwas Gleichem oder Ungleichem in Berührung kommen. Unter Liebenden iſt dieſe magnetiſche Kraft beſonders ſtark und wirkt ſogar in die Ferne."

Ich möchte noch zu dem in Rede ſtehenden Thema einen anatomiſchen Umſtand heranziehen, daß nämlich ſich im Genitale des Weibes beſtimmte Nervenendigungen befinden, welche in ihrem Baue ganz den Endigungen der Geſchmacksnervenverzweigungen an der Zunge gleichen. Es ließe ſich vielleicht hier eine Analogie mit der auf Geſchmacksempfindung berührenden Auswahl konſtruieren. Vielleicht liegt in dieſem anatomiſchen Befunde mit eine Erklärung für meine Erfahrung, daß genäſchige, ſchleckerhafte Frauen oft auch geſchlechtsgierig und ſexuell wähleriſch ſind, alſo nicht beſonders gefeſtigt in der ehelichen Treue.

Auch der Geruchſinn hat im Geſchlechtsleben eine weſentliche elektive Bedeutung, wenn er beim Menſchen auch nicht mehr die inſtinktartige Gewalt wie bei den Tieren in der Brunſtzeit beſitzt, und ſich nicht mehr wie bei dieſen nur auf das Genitale beſchränkt, ſondern auf den ganzen Duft der Perſon erſtreckt. Der Geruch des Schweißes einer Perſon kann auf die Andersgeſchlechtliche wolluſterregend wirken, wie das Zippe, Moſt, Jaeger, v. Krafft-Ebing an Beiſpielen anführen, daß die nähere Bekanntſchaft mit der Tranſpiration eines Menſchen den erſten Anlaß zu einer leidenſchaftlichen Liebe gibt. Infolge intereſſanter anatomiſcher Befunde kommt Guſtav Klein zu dem Ergebniſſe, daß beſtimmte Drüſen des Vorhofes im

Genitale des Weibes, die Glandulae vestibulares majores, die Bestimmung haben oder wenigstens entwicklungsgeschichtlich gehabt haben, Sekrete abzusondern, welche geschlechtliche Anlockungsmittel bilden, gleichsam ein Überrest aus den ursprünglichen Beziehungen zwischen brünstigem Riechstoff des Weibchens und Witterung des Männchens. Vielleicht liegen auf diesem Gebiete Beziehungen von Wahlverwandtschaften und Geruchsidiosynkrasien, da ja bekanntermaßen der Geruch bei der Wollustempfindung eine Rolle spielt.

Eine einschlägige richtige Bemerkung macht Galopin: „Eine Frau kann auch einen Einhändigen, einen Buckligen, einen Mann, dem beide Füße oder beide Arme amputiert wurden, leidenschaftlich lieben, aber niemals einen Mann, der an den Füßen oder an der Haut einen üblen Geruch hat." Wallace vertritt in seinem Werke „Darvinism" die Ansicht, daß bei den Tieren die verschiedenen, den Männchen eigentümlichen Gerüche als geschlechtliche Aufforderung für die Weibchen dienen, und daß die Hervorbringung, Steigerung und Abänderung dieser Gerüche innerhalb des Vermögens der Zuchtwahl stehe. Eine moderne Schriftstellerin symbolisiert das erotische Erglühen eines Weibes in dem Satze: „Die Gerüche kamen immer näher, die sich ihr ins Gesicht steckten wie gewichste Schnurrbärte, die auf sie eindrangen."

Noch ist eine physio-psychologische Beobachtung in bezug auf Wahlverwandtschaft zu erwähnen. Daß nämlich mancher Fall von Unfruchtbarkeit der Ehe, in welcher beide Gatten vollkommen zeugungsfähig sind, auf den

Mangel einer harmonie d'amour bezogen werden muß, eine Unstimmigkeit, welche von den Naturforschern der Gegenwart als eine gewisse Keimfeindschaft bezeichnet wird. Die anatomische Deutung dieser Tatsache geht dahin, daß analog den Ergebnissen von Tierexperimenten, im Verhältnisse zum normalen Flüssigkeitsstrome aus dem Uterus einer bestimmten Frau die Schwimmfähigkeit der Spermatozoen eines bestimmten Mannes zu schwach sein könne, so daß das Ei nicht erreicht wird. Feststehend ist jedenfalls, daß beim Menschen, wie in der Tierwelt, eine sexuelle Unvereinbarkeit eines bestimmten Paares vorkommen kann. Die Erfahrung hat erwiesen, daß eine Ehe zwischen Mann und Frau kinderlos blieb, während derselbe Männ mit einer anderen Frau, und dieselbe Frau mit einem anderen Manne Kinder erzielte. Die erste sterile Ehe Kaiser Napoleons I. mit Josefine und die Fruchtbarkeit beider in zweiter Ehe ist ein bekanntes historisches Beispiel für solche Wahlverwandtschaft in der Aufzucht bei bestehender sexueller Inkongruenz.

In der Tierwelt kennt man schon lange Zeit tatsächliche Beweise für eine solche, wie Darwin sich ausdrückt, „eingeborene sexuelle Unverträglichkeit eines Paares, welches gepaart werden soll", daß durch spezielle Selektion der Geschlechtstrieb eines Weibchens nur durch ein bestimmtes Männchen befriedigt werden kann. Man beobachtet bei mehreren Tierklassen eine solche Auswahl im Vollzuge des Paarungsaktes, und zwar wird, was beachtenswert erscheint, die Bevorzugung immer von dem Weibchen getroffen. Ein Männchen wird von einem Weibchen hart-

näckig abgewiesen, während dieses unmittelbar darauf ein anderes Männchen willig annimmt. In den großen Pferdegestüten ist es bekannt, daß edle Stuten häufig Hengste abweisen und nur einen bestimmten Hengst ihrer Wahl zulassen. Bei Hündinnen beobachtet man, daß sie oft Scharen von männlichen Bewerbern, die sich an sie herandrängen, verschmähen und nur einen bestimmten Hund wählen. Auch bei Schweinen wird eine besondere Auswahl in der Gewährung des Weibchens beobachtet.

O. Weininger, welcher in seinem Buche „Geschlecht und Charakter, eine prinzipielle Untersuchung", von der Annahme der Bisexualität alles Lebenden ausgeht, glaubt, daß in jedem menschlichen Wesen ein Teil des mehr oder minder rudimentär gewordenen anderen Geschlechtes latent vorhanden ist, also das männliche Element (M) und das weibliche (W) bei allen Individuen in einem gewissen Mischungsverhältnisse bestehen, und nicht nur in jedem Individuum als Gesamtheit, sondern auch jede Zelle ihre geschlechtliche Betonung haben. Er will dementsprechend ein Gesetz der sexuellen Anziehung gefunden haben und erörtert dasselbe folgendermaßen: „Jeder Mensch hat, was das andere Geschlecht anlangt, einen bestimmten, nur ihm eigentümlichen Geschmack. Die sexuelle Anziehung ist fast ausnahmslos nichts anderes als bei der Gravitation, eine gegenseitige. . . Es ist Tatsache, daß in jedem Menschen gewisse Eigenschaften liegen, die es nicht gleichgültig erscheinen lassen, welches Individuum des anderen Geschlechtes mit ihm eine geschlechtliche Vereinigung einzugehen geeignet ist, daß nicht jeder Mann

für jeden anderen Mann, nicht jedes Weib für jedes andere Weib, ohne daß es einen Unterschied macht, eintreten kann."

Das Gesetz wird nun von Weininger dahin aufgestellt: „Zur sexuellen Vereinigung trachten immer ein ganzer Mann und ein ganzes Weib zusammenzukommen, unter der Voraussetzung, daß jedes Individuum so viel Weibliches hat, als ihm Männliches gebricht. Ist es ganz männlich, so wird es ein ganz weibliches Gegenglied verlangen; ist es ganz weiblich, ein ganz männliches. Ist in ihm aber ein bestimmter größerer Bruchteil vom Manne, so wird es zur Ergänzung ein Individuum fordern, das seinen Bruchteil an Männlichkeit zum Ganzen, zur Einheit, komplettiert. Damit wäre aber auch sein weiblicher Anteil in ebensolcher Weise vervollständigt. Wenn ein Mann also $^3/_4$ M. und $^1/_4$ W. hat, so muß die Frau, die für ihn die Anziehendste wird, $^1/_4$ M. und $^3/_4$ W. haben." Weininger verweist hierbei auf bekannte Erscheinungen: „Ganz jung, noch nicht 20 Jahre alt, wird man meist durch ältere Frauen (von über 35 Jahren) angezogen, während man mit zunehmendem Alter immer jüngere liebt. Ebenso ziehen aber auch ganz junge Mädchen, die „Backfische", ältere Männer oft jüngeren vor, um später wieder mit ganz jungen Bürschlein nicht selten die Ehe zu brechen."

Ähnlichen Gedankengang finde ich schon bei Virey, der vor nahezu einem Jahrhundert in seinem Buche „Das Weib" schrieb: „Wie entsteht die mächtigste, die vollkommenste Liebe zwischen beiden Geschlechtern? Wenn das Weib völlig das Weib, der Mann völlig

Mann ist; wenn ein bräunlicher, behaarter, trockener, warmer, stürmischer Mann, ein zartes, feuchtes, glattes und weißes, furchtsames und züchtiges Weib findet. Jener muß geben, dieses ist gemacht zu empfangen, jener muß daher überreich sein an Kraft, Seelengröße, Freigebigkeit, die überströmen will, dieses dagegen, welches das Minus hat, muß durch seine Furchtsamkeit streben, das Plus des anderen mit einem gewissen Bedürfnis und mit Haushaltsamkeit an sich zu ziehen, um das Gleichgewicht, das völlige Ebenmaß herzustellen. Der Zweck der ehelichen Verbindung, das Ziel zur Hervorbringung eines neuen Wesens, kann also nur durch diese physische und moralische Einheit erfüllt werden, von welcher Pythagoras und Plato sprechen, wodurch beide Geschlechter sich ausgleichen und sozusagen sich sättigen. . . Das männliche Weib schickt sich besser zu einem weibischen Gatten, bei dem sie gewissermaßen die Rolle des Mannes spielt, als zu einem, dessen zu tüchtige Mannheit mit der ihrigen zusammenstoßen würde. Ebenso würden zwei zu kalte Wesen schlecht zusammenpassen und daher unglücklich sein. Wenn man zwei gleiche Charaktere miteinander verbindet, so wird diese Gleichheit eine Quelle von Streitigkeiten und zugleich eine bedeutende Ursache zur Unfruchtbarkeit."

Jedenfalls kann nach all dem Gesagten die „Wahlverwandtschaft" materialistisch als ein unbewußter, von der Natur verliehener Instinkt betrachtet werden, welcher dem Zwecke der Zuchtauslese dient. Wir finden auch bei Arthur Schopenhauer („Die Welt als Wille und Vorstellung") einige diesbezügliche philosophische Betrach-

tungen, so: „Zur Neutralisation zweier Individuen durch einander ist erfordert, daß der bestimmte Grad seiner Mannheit dem bestimmten Grade ihrer Weiblichkeit genau entspräche, damit beide Einseitigkeiten einander gerade aufheben. Demnach wird der männlichste Mann das weiblichste Weib aufsuchen und vice versa; und ebenso jedes Individuum das ihm im Grade der Geschlechtlichkeit entsprechende. Inwiefern nun hierin zwischen Zweien das erforderliche Verhältnis statthabe, wird instinktmäßig von ihnen gefühlt und liegt nebst den anderen relativen Rücksichten den höheren Graden der Verliebtheit zum Grunde."

Eduard von Hartmann, der Philosoph des Unbewußten, äußert sich ähnlich: „Instinktiv sucht der Mensch dasjenige Individuum des anderen Geschlechtes auf, welches mit ihm zusammengeschmolzen die Gattungsidee auf das möglichst Vollkommenste repräsentiert, in dem Wahne, in der Geschlechtsverbindung mit diesem Individuum einen ungleich höheren Genuß als mit anderen Individuen zu haben, ja absolut genommen, der überschwenglichsten Seligkeit teilhaftig zu werden; sein unbewußter Zweck dabei ist Zeugung eines solchen Individuums, welches die Gattung möglichst vollkommen repräsentiert."

Über die durch Wahlverwandtschaft begründete Sexualempfindung äußert sich eine Vorkämpferin für Frauenrechte, Johanna Elberskirchen: „Alle Sinnesorgane des Weibes schreien nach Liebe, Seele und Leib. Diese Sehnsucht kann ihm nicht jeder beliebige und rohe, nicht individualisierte Seelenmarkt bieten. . . Wir begehren nicht nur des rohen Sexualaktes, wir durchgeistigen ihn, wenigstens

einige von uns . . . Wir wollen den ganz bestimmten Mann, nur den allein; nur der kann unsere Sehnsucht stillen, unseren leiblichen und seelischen Lebenshunger, nur der eine ganz bestimmte Mensch. Er gehört zu uns, er ergänzt uns. Er lebt uns, befriedigt uns mit all seinen Liebesaffinitäten. Das ist ein chemischer, elektrischer oder magnetischer Prozeß."

Und eine Art Wahlverwandtschaft ist es auch, welche die moderne „neue große Liebe" verlangt, von der eine ihrer besten Künderinnen, Ellen Key, sagt: „Die große Liebe entsteht nur, wenn das Verlangen nach einem anderen Wesen des anderen Geschlechtes mit der Sehnsucht nach einer Seele unserer eigenen Art verschmilzt. Sie wird gleich dem Feuer um so reiner, je heißer sie ist, und unterscheidet sich von der Glut der Begierde, so wie sich die Weißglühhitze in einem Schmelzofen von der roten rauchenden Flamme der über Gassen und Märkte getragenen Fackel unterscheidet."

„Das Weib ist das Wählende," sagt Laura Marholm, „denn für das Weib ist der Grad der Beglückung die größte, die einzig große Angelegenheit ihres Lebens. Darum wird das verfeinerte Weib immer die Wählende sein, darum wird sie immer früher als der Mann wissen, was er für sie bedeutet; darum wird ihre stumme Sehnsucht immer die erste Anziehung sein und ihn umschlingen mit tausend unsichtbaren Fibern, und die seltsame Atmosphäre, die von dem liebenden Weibe ausgeht, wird um ihn herum sein und ihn umhüllen wie der zitternde Sonnenhauch des heißen Sommermittags. Und er begreift anfangs nichts,

als in dem günstigsten Falle, daß dies Weib ihm sympathisch ist, bis der geheime Vorgang der organischen Anziehung sich vollzogen hat und er plötzlich aufwacht und fühlt, daß er mitten drin steht in der großen Liebe."

Eine grobe Täuschung wäre es jedoch, in der Wahlverwandtschaft nur einen seelischen Vorgang von Anziehung zu erblicken und das treibende Motiv des Geschlechtstriebes zu übersehen, die Neigung der Wahlverwandtschaften als „Seelenfreundschaft" oder „platonische Liebe" zu werten. Das Gefühl der Liebe, welches uns über alles Irdische hinweg zu Göttern zu erheben scheint, endet in Wirklichkeit mit einem tierischen Akte, welchen die Natur unerbittlich fordert. Denn diese ist realistisch und berücksichtigt nur die Fortpflanzung der Individuen als das Endziel, ohne welches das Zueinanderstreben von männlichen und weiblichen Wesen zwecklos erscheint. Schönheit, Grazie, alle gepriesenen Eigenschaften des Körpers und der Seele des geliebten Wesens können den Partner in der Liebe gefangen nehmen, ja eine Zeitlang vollkommen, ohne jede grob sinnliche Gier beherrschen, aber unaufhaltsam dringt doch das Verlangen durch, von dem Leibe der geliebten Persönlichkeit vollkommen Besitz zu nehmen, in ihm das Feuer der Leidenschaft zu löschen. Ob von Anbeginn gleich brutal und roh sinnlich auftretend, ob durch Manieren und Bildung verfeinert sich in spirituelle Formen hüllend, in den verschiedensten täuschenden proteusartigen Gestaltungen tritt der Kern der Liebe schließlich als körperliches Verlangen hervor.

Und die Qualen unglücklicher Liebe, welche von Romanschriftstellern so ergreifend geschildert werden, sind zumeist

die nervösen Symptome unbefriedigten Geschlechtstriebes, die sich bei den Frauen schon äußerlich kundgeben durch blasses Aussehen, fahle Gesichtsfarbe, bläuliche Ringe unter den Augen, Schlaffheit und Müdigkeit der gesamten Muskulatur, Herzklopfen, unruhigen Schlaf, seelische Depression, leichte Fieberbewegung. In diesem Sinne ist auch der Ausspruch der Mme. Staël richtig: „Die Liebe ist die Lebensgeschichte der Frau, beim Manne aber nur eine Episode." Nur ist jene Lebensgeschichte auch eine sehr verschiedengestaltige. Nicht alle Frauen empfinden gleich tief das Bedürfnis zu „lieben". Die einen nehmen in ihren Wünschen und Bewegungen die geschlechtliche Liebe bis in ihr hohes Alter hinein als Ausgangspunkt und Endziel und finden nur in der sinnlichen Lust ihre Befriedigung; die anderen begehren der Freuden und Genüsse der Liebe jedoch in der Begrenzung durch die diesen Frauen innewohnenden Überzeugungen und Prinzipien der Ehrbarkeit und Tugend. Solche Frauen, die Vorbilder der ehelichen Treue und der wahren Mütterlichkeit, werden auch vor dem ersten Schritte des Wandelns auf dem schlüpferigen Pfade der „platonischen Liebe" zurückscheuen.

Erst in jenem hohen Alter, in welchem die Zeugungsfähigkeit des Mannes und der Frau vollkommen erloschen ist, kann von einer, wenngleich ungewollten „platonischen Liebe" zwischen beiden die Rede sein. Und es ist etwas Wahres an dem Ausspruche Balzacs: „In dem Leben der tugendhaftesten Frau, der tadellosesten Gattin und besten Mutter gibt es einen Augenblick, in welchem sie sich selbst befragend vielleicht bedauert, den berauschenden und bitteren Becher der Sünde nicht an ihre Lippen geführt zu haben."

In der mittelalterlichen Zeit des romantischen Rittertums suchten die Damen die platonische wahlverwandtschaftliche Liebe von der materiellen, wenigstens nach außen hin, zu scheiden. Dem Gatten sollte der Körper, dem Geliebten die Seele zu eigen sein, dem ersteren sollte die Treue des Leibes, sein persönliches Geschlechtseigentum, gewahrt werden; dem Liebhaber sollten alle Liebesgedanken und geistigen Zuneigungen gelten. Solche reinliche Scheidung ließ sich aber in Wirklichkeit kaum durchführen. Die Ritter Toggenburg und Don Quichote sind Karrikaturen, die Minnesänger und Troubadours des Mittelalters pathologisch-süßliche Schwärmer. „Platonische Liebe", sagt v. Krafft-Ebing, „ist ein Unding, eine Selbsttäuschung, eine falsche Bezeichnung für verwandte Gefühle."

Eine solche Täuschung war es auch, wenn im Zeitalter unserer Dichterheroen als „Seelenfreundschaft" das unbestimmte Gefühl gegenseitigen Zusammenfindens von Mann und Frau, ihre Wahlverwandtschaft gefeiert wurde, als ganz unkörperlich nur empfindsam gepriesen ward, auch wenn dies Gefühl sich bei besonderen Gelegenheiten in Küssen und Umarmung, den von uns schon gekennzeichneten Präludien des eigentlichen Geschlechtsaktes, kund gab. In Gedichten von Schiller, bei Klopstock, Herder, Wieland und ganz besonders bei Goethe finden sich solche unklare Äußerungen seelischer Empfindsamkeit, welche sich nicht auf körperliche Aktionen beziehen sollten. Aber die Äußerungen dieser Schwärmereien in Briefen und Gehaben waren so frei von Hemmungen der Schamhaftigkeit und Schicklichkeit, und die leidenschaftlichen Ansprachen mit dem

vertraulichen „du“ ſo verfänglich, daß die Verſchleierung des Triebes durchſichtig wurde.

Erleichtert wird dieſes Urteil durch die intereſſante Arbeit von Paul Kühn über „Die Frauen um Goethe“. Er ſchreibt: „Faſt alle bedeutenden Menſchen dieſer Zeit hatten ſolche Seelenlieben. Berühmte Paare waren unter ihnen Wieland und die Laroche, Goethe und Auguſte von Stolberg, Goethe und die Frau von Stein, Herder und Thereſe Heyne, Herder und Sophie von Schardt, Lavater und die Branconi. . . Von den bedeutenden Männern der Zeit hatte keiner ſo zahlreiche Seelenfreundſchaften wie Lavater. Die Frauen wallfahrteten zu dem Züricher Propheten, berauſchten ſich an dem Zuſammenſtimmen der Seelen und ſchloſſen ewige Seelenfreundſchaften.“ Auch Herder übte einen ſolchen Zauber auf empfindſame Frauenherzen. „Er beſaß“, wie Kühn weiter anführt, „eine Entzündbarkeit und Liebes- und Freundſchaftsfähigkeit, die in ihrer Zartheit ſehr verletzlich waren. Solcher Art war auch ſein Ideal edler Weiblichkeit: Schönheit der Formen, Grazie in Bewegung und Haltung, edler Anſtand und Anmut der Rede, eindringender Verſtand, innige ungezierte Frömmigkeit, fleckenloſe Reinheit der Seele und Güte des Herzens.“

Wir wollen es auch glauben, daß dieſe „Seelenfreundſchaft“ bei einzelnen jener hohen Geiſter eine wirkliche, ganz unfleiſchliche „Geiſtesehe“ zwiſchen zwei auf der Höhe des Menſchentums ſtehenden Menſchen bildete. Aber dies könnten doch nur Ausnahmsfälle ſein. Ganz beſonders eigentümlich und unglaubwürdig erſcheint es, daß der Mann

solchen Freundschaftsbundes mit seiner eigenen Frau in idealer Ehe leben soll, trotzdem sich ihnen die andere Frau „schwesterlich“ anschloß. Im allgemeinen ist solche Seelenfreundschaft zu Dreien ungefähr dasselbe Lebensverhältnis, welches moderne französische Autoren als im „Dreiecke der Ehe“ bezeichnen. In der Tat blieb auch in jener romantischen Zeit die Seelenfreundschaft nicht ohne Einfluß auf die eheliche Treue. Goethe schildert in „Stella“ das Verhältnis, daß beide Frauen sich in Doppelliebe zu dem Manne einen. Gleiches legt auch Jacobi in dem Romane „Woldemar“ dar. In Gutzkows Roman „Wally“ betrachtet sich das Liebespaar als „Bruder und Schwester“, aber dabei gestattet Wally dem Geliebten doch den Anblick ihrer nackten körperlichen Reize als symbolisches Treugelöbnis beider Seelen. Im „Quartett“ schildert Fritz Mauthner die Geschichte zweier auf falscher Wahlverwandtschaft begründeten Verhältnisse; die beiden Ehepaare tauschen sich gegenseitig aus, verschlechtern aber dadurch die schlimme Situation, statt sie zu verbessern.

Ein solcher Seelen- und Liebesdreibund bestand zwischen Schiller, Frau von Kalb und ihrem Gatten, zwischen Wilhelm von Humboldt, Karl von Laroche und Karoline von Dacheroeden, zwischen Herder, Joh. von Dalberg und Frau von Kalb. Und Goethe begnügte sich nicht mit dieser Dreizahl, in seiner Seele, seinem Herzen und seinen Sinnen war immer Raum für mehrere solche „freundschaftliche Lieben“ zu gleicher Zeit.

Ein Musterbeispiel für die Gestaltung der romantischen Seelenfreundschaft bildete der bekannte Salon der Berliner

Jüdinnen zu Beginn des vorigen Jahrhunderts, in welchem Kreise Dorothea von Schlegel, die geistvolle Tochter des Philosophen Moses Mendelsohn, mit ihren Freundinnen Henriette Herz und Rahel Levin, der späteren Gattin Varnhagen von Enses, die Führung hatten. Am anstößigsten unter den verschiedenen sittlichen Verirrungen dieses in seinen moralischen Grundsätzen erschütterten Kreises wurde es empfunden, daß Schlegel seinen berüchtigten Roman „Lucinde" schrieb, welchen man als Darstellung seines Verhältnisses zu Dorothea betrachtete. Diese selbst aber bekannte am Schlusse ihres bewegten Lebens: „Alles was wir Weltkinder sonst Poesie des Lebens genannt haben, ist weit, weit! Ich könnte sagen, ich bin es satt."

Aus der Neuzeit ist das Verhältnis zu Dreien des unglücklichen Dichters Lenau zu Sophie Löwenthal und ihrem Manne bekannt. Max Löwenthal, der Gatte, fühlte sich lange nicht in seiner Sicherheit gestört. Etwa drei Jahre nach der ersten Begegnung schreibt Lenau: „Man spielt ein gefährliches Spiel, wenn man es wagt, ein Verhältnis, das man bisher geduldet und gewissermaßen selbst veranlaßt hat, zu stören, zu hemmen. . . Aber er soll unser ungefährliches Glück auch fortan gönnen. Das wird er auch. Er hat uns doch beide lieb."

VII.

Die emanzipierte Frau und ihre Untreue

Emanzipation der Frau. — Die in der Liebe frei Wählende. — Die im Berufe stehende Frau ohne Geschlechtsbetonung. — Die geniale Frau. — Ehe unter Kollegen. — Die kokette Frau.

Die emanzipierte Frau und ihre geschlechtliche Untreue

Seit der für die allgemeine Kulturentwicklung so bedeutsamen Zeitepoche, in welcher die Befreiung der Sklaven von ihren Ketten, die Erlösung der Leibeigenen von ihrer Hörigkeit, die Beseitigung des Druckes der oberen Gesellschaftsschichten auf die niederen Stände nicht nur als Ideal wahren Humanismus gepriesen, sondern auch durch Erhebung der führenden Geister und der erwachten Völker tatsächlich durchgeführt worden — hat die Bewegung auch in der Frauenwelt eingesetzt, persönliche Freiheit gegenüber der drückenden Männergewalt zu erringen. Diese Bewegung hat in den letzten Dezennien des vorigen Jahrhunderts bis zur Gegenwart eine stets zunehmende Verbreitung, Vertiefung, allerdings auch Ausschreitung erfahren.

Es ist nur verständlich und gerechtfertigt, daß die freiheitlichen Fortschritte, die politischen Errungenschaften, die sozialen Umwälzungen unserer materialistischen Zeit an der kultivierten Frau nicht vorüberziehen können, ohne ihre Persönlichkeit zu wecken, ihren Sinn für Unabhängigkeit zu beleben, ihr Streben nach Individualismus anzuregen. Das Denken, Fühlen und Empfinden der Gegenwartsfrau drängt nach Beseitigung alter Vorurteile, ererbter Mißstände in dem geschlechtlichen und sozialen Verhältnisse von Mann und Frau, treibt zur Erringung neuer Rechte auf diesem Gebiete und fordert besonders eine Um-

gestaltung des Wesens und der Form der ehelichen Verbindung. Wer sollte nicht diesen Bestrebungen der modernen, aufgeklärten Frau nach größerer Selbständigkeit im häuslichen Wirken, nach stärkerer Raumgewinnung auf wirtschaftlichem Gebiete, nach erleichterter Möglichkeit zur Betätigung für das Gemeinwesen eine gewisse Berechtigung zugestehen? Welcher Gerechtigkeitsgefühl besitzende Mann wollte auf dem alten von den Vätern ererbten Scheine der Männergewalt und der Herrenmoral immerdar unveränderlich bestehen?

Allein das Vorschreiten der weiblichen Freiheitsbestrebungen auf das sexuelle Gebiet darf nicht über die von der Natur dem Weibe gesetzten Grenzen hinausgehen, welche zum Schutze des hehren Berufes derselben als Mehrerin der Familie, als Fortpflanzerin der Rasse, als Wahrerin des häuslichen Herdes unumgänglich notwendig sind und eingehalten werden müssen. Eine ungebührlich starke Betonung der Individualität der Frau in ihrem Geschlechtsleben hat schwerwiegende Folgen nicht nur für die Gestaltung der Ehe, die Wahrung der sexuellen Treue, sondern auch für den ganzen Aufbau der Familie, der Volkschaft, des Staatsgebildes.

Viele emanzipierte Frauen gehen in ihrem Freiheitsdrange so weit, nicht bloß die Fesseln männlicher Vorherrschaft zu sprengen, sondern suchen auch mit einem heftigen Ruck die ihnen lästigen Ketten von Zucht und Sitte abzustreifen. Sie wollen ihr eigenes Ich auch und vorzugsweise in der geschlechtlichen Betätigung zur vollen, schrankenlosen Geltung bringen. Damit wird aber in vorschreitender

Folgerichtigkeit des Begriffes der Emanzipation jede dem edlen Weibe angeborene und anerzogene Schamhaftigkeit und sexuelle Feinfühligkeit aus den Beziehungen zwischen den beiden Ehegatten im besonderen ausgeschaltet, das Ideal des geregelten Geschlechtsverkehres, die lebenslängliche Einehe, die Hoheit der Mutterschaft in die Niederung der Befriedigung sinnlicher Triebe heruntergezogen.

Die emanzipierte Frau, welche durch Schönheit und Geist die Aufmerksamkeit der Männer auf sich lenkt, steht auf dem Standpunkte der griechischen Hetären des Altertums. Sie will auch in der Ehe ungebunden in ihrem gesellschaftlichen und geschlechtlichen Verkehre sein; sie zieht den freien Umgang mit berühmten oder geistreichen Männern dem engen Familienkreise vor und läßt für jene Unterhaltung keine Schranke gelten. George Sand, die Vertreterin dieser Frauenemanzipation, verlangt es als Recht des Weibes, „zur Erhaltung des Gleichgewichts den Blutumlauf ihres Herzens zu beschleunigen, auf welche Weise immer es ihr angemessen scheint", und sie schreibt über den Ehebruch: „Kein menschliches Wesen kann über die Liebe gebieten und niemand ist schuldig, wenn er sie fühlt oder entbehrt... Was den Ehebruch konstituiert, ist nicht die Stunde, welche sie dem Geliebten gewährt, sondern die Nacht, die sie danach mit ihrem Manne zubringt."

Und ein moderner Schriftsteller von verderbter Geschlechtsmoral, Frank Wedekind, konnte in dem Drama „So ist das Leben" den Satz niederschreiben: „Eine Frau,

die ihren Lebensunterhalt durch die Liebe verdient, steht in meiner Achtung immer noch höher als eine, die sich so weit erniedrigt, Feuilletons oder gar Bücher zu schreiben."

Wenn die Emanzipierten das Recht des Weibes auf „Ausleben" ihres Geschlechtssinnes fordern, nur ein Nebeneinander der beiden Gatten in der Ehe zugeben wollen, und den Typus der echten Frau als „Durchgangsstation" für das Kind verhöhnen, so werden durch solche Ausschreitungen der Frauenbewegung die Grundstützen des Familienlebens, der Staatsexistenz und der völkischen Entwicklung erschüttert, nämlich die Keuschheit des Mädchens, die Treue der Gattin, die Liebe der Mutter. Eine solche emanzipierte Frau umwertet den Geschlechtstrieb in gefährlicher Weise, indem sie diesen Trieb weit über die Norm als unbezwingliche Macht der weiblichen Lebensgestaltung hinstellt, den Trieb der Mutterschaft aber in den Hintergrund drängt, den Liebesgenuß in exaltierter Weise zum uneingeschränkten Affekte steigert, das Mutterwerden jedoch als Einschränkung der persönlichen Freiheit empfindet.

Mit dieser Verschiebung der sittlichen Verhältnisse in der Ehe wird auch der Anspruch auf die eheliche Treue des Weibes zurückgewiesen. Bei der Emanzipierten liegt also der Motor des Ehebruches in der vollen Hingabe an die von außen wirkenden Reize für den Geschlechtstrieb und in dem Hinzutreten eines neuen Reizes, nämlich der romantischen Empfindung der eigenen Sexualität, des phantastischen Spieles frei gesuchter geschlechtlicher Gemeinschaft, des selbstherrlichen Auflehnens gegen das Her-

gebrachte, Alltägliche, und der Aufstachelung durch Neues, Ungewohntes, Sensationelles, in der Eitelkeit und Neigung zur Abwechslung des gleichmäßig Befriedigenden. Hingegen entfallen bei der vorgeschrittenen Emanzipierten die Hemmungen des Geschlechtstriebes durch die Vorstellungen von Religiosität, Sittenpflicht, Mütterlichkeit und Schicklichkeit.

Bei diesem Typus der Frau der Gegenwart kann die sittliche Weiblichkeit nicht zur Vorherrschaft gelangen, weil die Emanzipierte nicht bloß Weib sein will und Mann nicht sein kann, also eigentlich immer ein Zwitterding bleibt. In ihrer Psyche herrscht ein steter Zwiespalt zwischen der von ihr hochgehaltenen Idee der Selbstbestimmung erotischer Freiheit in Raum und Zeit, und der doch tatsächlich in der Ehe bestehenden sexuellen und materiellen Vorherrschaft des Mannes. Durch diesen Kampf beider Elemente leidet die Befriedigung im eingeschränkten Liebesgenusse und wird stete neue Anreizung derselben außerhalb der ehelichen Umfriedung gesucht.

Die Frauenbewegung der Gegenwart hat demnach bei aller Würdigung der sozialen Bestrebungen des weiblichen Geschlechtes große Gefahren für die Wahrung der ehelichen Treue durch die Gattin. Die Emanzipation der Frau artet durch Umwälzung der überkommenen Anschauungen von Moral und Ethik in Emanzipation des Fleisches aus. Und wie für die eheliche Treue, sind diese Gefahren auch schwer für die Pflichten der Mutter. Die moderne, aufgeklärte, sich emanzipiert fühlende Frau empfindet kein mächtiges Bedürfen nach dem Kinde. Und wenn ein solches

doch als Bejahung des Willens des Gatten zur Welt kommt, so soll es möglichst das einzige bleiben. Denn die Emanzipierte ist eine Anhängerin des Malthusismus, für Einschränkung der Fruchtbarkeit in der Ehe durch Eingriffe der Willkür in das Walten der Natur. Sie ist eine Vorfechterin des modernen Einkindersystems oder höchstens Zweikindersystems. Sie will ihren selbständigen Anteil an der Erotik haben und darin durch keine Treue zum Gatten, keine Rücksicht auf Fortpflanzung und Veredlung der Rasse behindert werden, auch selbst dann nicht, wenn sie aus eigener freier Wahl den Mann gesucht und gefunden hat.

Für diesen Emanzipiertentypus ist die soziale Forderung Bebels charakteristisch: „Die Frau steht in der neuen Gesellschaft dem Manne als Freie gegenüber. Sie ist Herrin ihrer Geschicke. In der Liebeswahl ist sie so gut wie der Mann frei und ungehindert. Sie freit und läßt sich freien, und schließt den Bund aus keiner anderen Rücksicht als ihrer Neigung. Die Befriedigung des Geschlechtstriebes ist genau ebenso jedes einzelnen persönliche Sache, wie die Befriedigung jeden anderen Naturtriebes. Es hat niemand darüber anderen Rechenschaft zu geben und kein Unberufener hat sich einzumischen."

Im Geiste solcher Frauenemanzipation äußern sich George Sand und Almquist, daß die Ehe unsittlich ist, nicht nur, wenn sie ohne gegenseitige Liebe eingegangen ist, sondern auch, wenn sie ohne solche fortgeführt wird. Und Ellen Key hebt hervor, daß, was im Zusammenleben von Mann und Frau getauscht wird, nur die freie

Liebe sein, nur von einem der beiden als Recht gefordert werden kann, daß „alle für immer verbindende Gelöbnisse, die unser Geschlechtsleben treffen, eine Vergewaltigung unserer Persönlichkeit sind".

Übrigens sind die emanzipierten Ideen schon in den schwärmerischen Jahren des Beginnes des vorigen Jahrhunderts lebhaft in der Literatur verfochten worden. Namentlich die Romane jener Zeit geben davon Zeugnis. Sie verteidigen lebhaft die Rechte der Frauen auf freie Liebe und verherrlichen die Genüsse der Sinnlichkeit. Die Dichter der romantischen Schule priesen das Weib, das sich ihre geschlechtliche Freiheit wahrt und stark genug ist, um die Vorurteile der Gesellschaft zu ertragen. Clemens Brentano läßt in seinem absonderlichen Romane „Godwi" die Heldin in wilder Verzückung von der Wollust der Liebe, und in blindem Hasse von dem Zwange der Ehe reden und den Ausspruch tun: „Wir werden eine Liebe haben, wenn wir keine Ehe mehr haben."

„Mit leidenschaftlichem Ungestüme legt nun die Frau", so führt Hellmuth Mielke, den deutschen Roman der Gegenwart besprechend, aus, „auf dem Markt der Öffentlichkeit ihre Privatbeichte ab, die vor keiner seelischen oder erotischen Entblößung mehr zurückscheut. Es ist charakteristisch, daß Nietzsches faszinierende Dichterphilosophie mit der Forderung des Sichauslebens auch die Frauenherzen und vielleicht stärker als den Geist des Mannes zur Verehrung zwingt. Die leidenschaftlich anklagende erotische Frau neben dem kühlen und müden ästhetischen Snob sind wohl die beiden seltsamsten Typen unserer modernsten Lite-

ratur, blickt man aber den Weg des vorigen Jahrhunderts zurück, so begegnen wir ihren Urformen schon in den ironisch-skeptisch-blasierten Romanhelden der Jungdeutschen und den ekstatischen Frauengestalten der Gräfin Hahn-Hahn, nur daß der Zeitgeist sie heute mit anderen Kleidern und Gedanken behängt hat... Und wenn die Männer in naturalistischer Erotik schwelgen, warum sollte die Frau da noch verheimlichen, was in ihr selbst von versteckten Gluten wogt, da ja diese auch zu den Qualen ihres Lebens gehören... Der Mann besitzt die Freiheit, selbst seinen wüstesten Begierden zu folgen; die Frau soll dagegen den Forderungen des Naturtriebes übermenschliche Kraft entgegenstellen, nur weil der Mann es so will."

„Und tatsächlich", so fährt Mielke, indem er die Romane, welche ja die zeitgenössischen Vorstellungen abspiegeln, analysiert, fort, „erhebt die Frau nun die Forderung, entweder soll der Mann so rein sein, wenn er in die Ehe tritt, wie das junge Mädchen (in Veras Roman „Eine für viele"), oder er soll die Frau, die aus Liebe gefallen ist, auf gleiche Stufe stellen wie die, welche im Ehebett gebiert (Ruth Bré „Ecce mater"). Mit Recht tadelt der genannte Autor, daß von unseren literarischen Talenten nun kaum noch eine Liebe geschildert wird, die nicht sofort sich sexuell betätigen muß, Schillers „seliger Götterstrahl" als Phantasterei belächelt und die erotische Empfindung allein in den geschlechtlichen Genuß gesetzt wird. Das geschehe meistens ohne jedes feinere Schamgefühl, in einem Maße, daß darüber die tatsächliche Wirklichkeit, die dieses Schamgefühl denn doch noch kennt, völlig

außer acht gelassen wird, und es sei verblüffend, wie sehr dem weiblichen Geschlecht dabei die natürliche passive Rolle entzogen wird. —

Wenn wir nun den einen Typus der emanzipierten Frau, das erotische, die freie Wahl des Sinnengenusses beanspruchende und ausschöpfende, moderne, aufgeklärte, auf ihr Menschenrecht pochende Weib skizziert haben, so muß noch eine zweite Kategorie der Emanzipierten hervorgehoben werden, welche gleichfalls in ihrer geforderten Unabhängigkeit und Gleichstellung mit dem Manne auf sexuellem Gebiete den Keim der ehelichen Untreue in sich trägt, bei der es sich aber gegensätzlich zu dem ersten Typus um eine Herabminderung der Geschlechtslust, um eine Unterwertung der normalen geschlechtlichen Befriedigung handelt.

Diese zweite Art der Emanzipierten, welche sich in sozialer Hinsicht ein großes Arbeitsfeld erobert hat, löst sich nicht nur vom Manne ganz los, sondern tritt ihm in ihrer Beschäftigung und Berufsbetätigung geradezu als Konkurrentin scharf entgegen. Sie ist Buchhalterin, Schriftstellerin, Künstlerin, Ärztin und geht in ihrem Streben nach Unabhängigkeit und Selbständigkeit so weit, daß sie ihre weiblichen Geschlechtsempfindungen unterdrückt, zumeist die Eheloſigkeit vorzieht, und wenn sie die Ehe eingeht, in dieser mehr die freie gute Kameradin, als das ergebene, liebesbedürftige Weib sein will. Sie hat, ganz im Existenzkampfe stehend, keine Zeit, keine Lust, keine Energie mehr übrig, um mit dem Manne noch in den Liebeskampf einzutreten.

Durch ihre Negation der Geſchlechtsgier, durch ihre ablehnenden Empfindungen gegen den Mann tritt bei dieſem Typus der emanzipierten Frau allmählich eine faktiſche Unterdrückung des ſexuellen Triebes ein; ja, das geſchlechtliche Leben mit dem Manne, der eheliche Umgang mit ihm wird ihr gleichgültig, zuweilen geradezu abſtoßend und widerwärtig. Entweder erblickt ſie in dieſem Akte etwas ſie Erniedrigendes, Unwürdiges, Unreines — vielleicht hat ſie dieſe Anſchauung von Tolſtoi übernommen —, oder verlangt ſie, kraft ihrer emanzipierten Geſinnung, zum mindeſten den Genuß in freiem Ergreifen einer ihr geradezu ſich bietenden, lockenden Gelegenheit, losgelöſt von jedem Gebundenſein an Zeit, Raum und Perſon. Wenn ſolche Frau alſo zur geſchlechtlichen Untreue in der Ehe gelangt, ſo iſt das pſychologiſche Motiv nicht die erotiſche Leidenſchaft, wie bei dem erſtbezeichneten Typus der Emanzipierten, ſondern gerade im Gegenteile, ihre ſexuelle Indifferenz, ihre Gleichgültigkeit gegen den Akt und gegen den Genoſſen in ihm.

Das Weib ohne Geſchlechtsleben, die geborene Geſchlechtsloſe, dieſer Typus hat, wie Laura Marholm hervorhebt, „in den letzten Jahrzehnten ungeheuer an Zahl zugenommen und an Reiz verloren, die wirklich Emanzipierte, die vom Manne Befreite, die Hauptpredigerin des neuen Frauenglücks in der Unabhängigkeit, das eheloſe Berufsweib mit der vollkommenen Befriedigung im Beruf, Björnſons Reinheitsapoſtolinnen, bei Hauptmann die Anna Mahr mit der Bruder- und Schweſter-Theorie, die Tolſtoi ſo eifrig predigt.“

Sie ist unter allen Umständen eine Mannesfeindin, eine Gegnerin der Ehe, eine Verächterin des Kindersegens. Sie hat nichts echt Weibliches, nichts Mütterliches in sich. Auch die Erotik ist in ihr verkümmert, der Geschlechtstrieb unterdrückt, sie gehört zum „dritten Geschlecht". Mit dieser Bezeichnung hat Ernst von Wolzogen jene Vertreterinnen der emanzipierten Weiblichkeit benannt, welche auf die natürlichen Bestimmungen der Frau Verzicht leisten, sich voll und ganz der Konkurrenzarbeit des Mannes hingeben und darin ihre Befriedigung finden. Hervorstechend trifft diese Charakteristik außer auf die Berufsarbeitende, auch auf die sogenannte studierte oder geniale Frau zu, welche großes Talent, bedeutende Fähigkeiten, eminenten Fleiß besitzt und von dem Ehrgeize beseelt wird, auf dem gewählten wissenschaftlichen Gebiete als Koryphäe zur Geltung zu kommen, eine ragende Persönlichkeit von Ruf zu werden, trotz ihres Geschlechtes.

Ihren sachlichen Ambitionen gegenüber schweigen die Lockungen der Liebe, die Reizungen der Mutterschaft. Mann und Kind würden sie nur in ihren Studien stören. Es ist eine besonders in Amerika konstatierte statistische Tatsache, daß von den studierten Frauen, welche ein Kolleg absolviert haben, etwa zwei Drittel derselben auf die Ehe vollständig verzichten und sich mit dem Klubleben begnügen. Und ebenso hat die Statistik ergeben, daß die eheliche Fruchtbarkeit solch studierter verheirateter Frauen eine sehr niedrige ist. Von zehn akademisch gebildeten Ehefrauen erhält der Staat nur 6 Kinder, während er nahezu 40 erhalten würde, wenn die studierten Frauen ebenso

fruchtbar wären, wie die zum Muttertypus gehörigen unstudierten.

Der Dichter Strindberg schildert in „Corinna" ein solches geschlechtlich gleichgültiges Mädchen: „Spät erwachte ihr geschlechtliches Leben. Da sie zu einer alten Familie gehörte, die väterlicherseits durch seelenloses Soldatentum, durch Zechen und durch Schlemmen mit ihrer Kraft schlecht hausgehalten, mütterlicherseits die Fruchtbarkeit unterdrückt hatte, um das Vermögen nicht teilen zu müssen, schien die Natur bei Bestimmung ihres Geschlechtes in letzter Stunde gezögert zu haben; oder hatte vielleicht nicht Kraft genug besessen, um sich für Fortsetzung der Rasse zu entschließen. Ihrer Gestalt fehlte das bestimmte weibliche Gepräge, wie eine gesunde Natur es für ihre Zwecke erzeugt, und sie tat auch nichts, um den Mängeln durch Kunst abzuhelfen. Ihre wenigen weiblichen Kameraden fanden sie kalt, gleichgültig gegen alles, was das Verhältnis der Geschlechter betraf. Sie selber sprach sich geringschätzig darüber aus, hielt es für unsauber, konnte nicht begreifen, wie sich ein Weib einem Manne hingeben könne. Die Natur war unrein für sie."

„Daß unter den Lebens- und Arbeitsbedingungen unserer Zeit", schreibt Lilly Braun, „die bürgerliche Berufstätigkeit außer dem Hause für die junge verheiratete Frau unmöglich ist, oder den Ruin der Kinder und der häuslichen Wirtschaft nach sich ziehen muß, braucht nicht erst bewiesen zu werden. Geschichten, die häufig von amerikanischen Frauen erzählt werden, die etwa als Arzt oder Advokat eine große Praxis haben, daneben den Haushalt

persönlich führen und ein Dutzend Kinder ausgezeichnet pflegen und erziehen sollen, sind Märchen, und nur die leider so zahlreichen unverheirateten oder kinderlosen Sprecherinnen der bürgerlichen Frauenbewegung können naiv genug sein, sie zu verbreiten." So schreibt selbst die große Sozialistin! Französische Autoren konstatieren, daß viele der bekanntesten kriegerischen, männerfeindlichen Weiber, der Heldinnen, wie Jeanne d'Arc, Jeanne Hachette, Théroigne de Méricourt, Thereſe Figueur, durch Abnormitäten in ihrem Genitale an Mangel des Geschlechtstriebes litten.

Die Ehe von Kollege und Kollegin, das Produkt der modernen Frauenbewegung, gestaltet sich im allgemeinen nicht besonders glücklich. Schon bei der Eheschließung ist beiden Gatten der Gedanke vorherrschend, vor allem die eigene Individualität zu wahren, im Berufe sich nicht zu stören und an Stelle der Natur die Kultur zu setzen, auch auf sexuellem Gebiete. Bei beiden Gatten sind gewöhnlich die physischen Reize der Gegensätzlichkeit vorherrschender, als die Anregungen der Wahlverwandtschaft ihrer Seelen. Nicht selten fällt die Wahl der Frau auf den jüngeren strebsamen Kollegen oder auf den mehr durch Schönheit imponierenden. In der Ehe selbst leben beide dem Berufe, beide sind ihrer Häuslichkeit ferne, beide gehen verschiedene Wege, bei beiden macht sich leicht Eifersüchtelei auf den Erfolg ihrer wissenschaftlichen Arbeit geltend, bei beiden herrscht wenig Zeit und Lust zum gemeinsamen Lustwandeln auf erotischem Pfade. „Endlich finden sie vielleicht", wie Ellen Key fein beobachtend bemerkt, „die

Zärtlichkeit, die keiner dem anderen zuwendet — beide im Dritten."

Das Leitmotiv solch emanzipierter Frauen für die Ehe ist ein ganz unrichtiges, wenn sie glauben, in dieser Gemeinschaft müsse die Frau auf derselben geistigen Höhe, auf der gleichemporragenden Stufe menschlicher Kultur stehen, wie der Mann. Es ist dies einfach oft fast unmöglich, jedenfalls auch zum ehelichen Glücke unnötig. Gewiß ist es ein großer Vorteil für Mann und Frau, wenn sie kulturell und ethisch vorgeschritten, sich gegenseitig verstehen, wenn namentlich die Gattin ein warmes Interesse für den Beruf des Gatten hat, ihm sogar ratend zur Seite zu stehen vermag. Aber bei gegenseitiger persönlicher Achtung und beiderseitigem beruflichen Verständnisse gibt es doch auch für die minder geistig bevorzugte Frau so viele Berührungspunkte in dem Streben nach äußerer Geltung und innerer Festigung, daß der Mann es nicht zu verlangen und die Frau es nicht zu wünschen braucht, in der Berufstätigkeit des ersteren, besonders auf wissenschaftlichem oder künstlerischem Gebiete, als gleichwertige Faktoren zu gelten.

Nietzsche wie Goethe hatten, als sie ernstlich ans Heiraten dachten, das Verlangen nach einer Frau, die „sehr jung, sehr rüstig und wenig oder gar nicht gebildet sein soll". Der erstgenannte Philosoph sprach sich speziell „gegen eine Emanzipierte mit ihrer flötengegangenen Weiblichkeit" aus, sie würde sogar seinen Schönheitssinn beleidigen.

Aus akademischen Kreisen weiß ich persönlich von weithin berühmten Professoren und klinischen Vorständen je

einen, welcher seine Köchin, seine Wärterin, eine Kellnerin, ein Kaffeehausmädel heirateten und in dieser ehelichen Verbindung ganz glücklich und zufrieden lebten.

Das zeigt ja auch die glückliche Ehe Goethes mit Christiane Vulpius, der unwissenden, bildungslosen, aber häuslich sorgsamen Frau, die sicherlich sich nicht zur Höhe des geliebten Mannes aufschwingen konnte, von welcher aber dennoch der große Dichter schreibt, „wie sie mit ihrem einfachen, natürlichen Scharfblick immer gleich das Richtige herausfinde und er ihr in dieser Beziehung schon manches verdanke". Sie war eine vortreffliche Mutter und wurde Goethe im Verlaufe ihres Zusammenlebens immer teuerer und unentbehrlicher.

Mit Recht hebt Gramzow hervor, daß geistige Gemeinschaft der Ehegatten andere Grundlagen hat, als das Eindringen der Frau in die Facharbeit des Mannes. „Beiden sind die praktischen Interessen ihrer Ehe und Familie gemeinsam. In der vollständigen geistigen Erfassung und Durchdringung dieser Interessen haben sie gemeinsame Geistesarbeit zu leisten. Schon allein die Erziehung, das Gedeihen und Reifen der Kinder ist ein unbegrenztes Gebiet gemeinsamer geistiger Tätigkeit. . . . Keineswegs ist erforderlich, daß sie über Religion oder über Werke der Kunst und Wissenschaft einer Meinung seien. . . . Wohl aber ist von Ehegatten zu verlangen, daß jeder die richtige Wertschätzung der Arbeit des anderen hegt."

In dem Romane „Ein Arzt der Seele" von Wilhelmine von Hillern wird dieses Thema der Kollegenehe

diskret behandelt. Die weibliche Heldin strebt nach wissenschaftlichen Leistungen; sie studiert ebenso Arbeiten der biologischen Entwicklungslehre wie Bücher materialistischer Philosophie; sie wird dadurch dem Unglauben zugeführt, beugt sich aber doch endlich vor dem gelehrten Professor, dem starken Manne, welchen sie seit ihrer Kindheit geliebt hat und dem sie sich nun in Liebe ergibt. Die Verfasserin des Romanes gelangt zu dem Schlusse, daß dem Weibe eine gewisse Emanzipation des Geistes zugestanden werden kann, aber durchaus nicht irgend Emanzipation des Fleisches. —

Ein dritter Typus der emanzipierten Frau soll noch hier in Betracht gezogen werden, die kultivierten kalten Koketten, die Eroberungssüchtigen, nicht aus Geschlechtsgier, sondern aus Eitelkeit, die Gefallsüchtigen, welche nicht nur den Mann, sondern auch ihre Geschlechtsgenossinnen zu besiegen streben und schließlich sich in den anderen gelegten Fallen selbst verstricken. Anbeter haben um jeden Preis, ist ihr Leitmotiv. Sie scheuen kein Mittel, um die Gleichgültigen einzufangen, die Widerstrebenden fügsam zu machen. Kalt und berechnend, um ihren Triumph zu feiern, ohne Herzlichkeit und Zärtlichkeit, ohne seelische Liebe, ja selbst ohne leidenschaftlichen Sinnestrieb stachelt die Kokette das Begehren des Mannes auf, erniedrigt ihn und verspottet ihn. Die Anreizung des Geschlechtstriebes der Männer ist ihr ein besonderer Genuß, wobei sie auf ihre eigene Kälte und Reizunempfänglichkeit baut. Aber nicht selten schlagen die Flammen, welche sie entzündet, auch über sie selbst zusammen. —

Die Schilderung der emanzipierten Frau nimmt einen breiten Raum in der Literatur, im Roman und Drama der Gegenwart ein. Ibſen zeigt in der „Frau vom Meere“, daß zur vollen Freiheit geadelter Wille gehört, um Gutes zu ſchaffen. Ellida Wrangel, welcher das Meer als Sinnbild der feſſelloſen Freiheit erſcheint, und deren Freiheitsdrang ſich in einer hyſteriſchen Lüſternheit nach ungebundener Lebensweiſe bekundet, kann die ihr harrende Lebensaufgabe als Gattin und Mutter nicht erkennen, bis ſie zur Einſicht gelangt, daß eine höhere Freiheit als die Zügelloſigkeit in der Freiwilligkeit ruht, welche das Gute ſchafft, weil es das eigene geadelte Wollen gebietet. Mit dieſer Erkenntnis wird ſie ſich auch ihres Berufes bewußt, ihrem Gatten und ſeinen Kindern zu leben. Ibſen betont — und dies gilt als Lehre für die emanzipierte Frau —, daß bei allem Streben nach perſönlicher Freiheit man ſich doch dem Sittengeſetze anpaſſen muß und den eigenen Willen den Bedürfniſſen der ſozialen Geſellſchaft.

„Das Weib“, ſchreibt M. Nordau in ſeinem Buche „Konventionelle Lügen“, „hat eine hohe und vornehme Stelle in der Kultur, weil es ſich beſcheidet, weil es zufrieden iſt, die Ergänzung des Mannes zu ſein und ſeine materielle Überlegenheit anzuerkennen. Verſucht es indes, dieſe in Frage zu ſtellen, ſo wird es alsbald gezwungen, die Wirklichkeit zu empfinden. Das voll emanzipierte Weib, das ſich vom Manne unabhängig, in vielen Fällen wegen aufeinander ſtoßender Intereſſen als deſſen Feindin fühlt, muß alsbald in die Ecke gedrückt ſein. Das iſt dann

der Kampf, der rohe Kampf, und was in demſelben ſiegt, das iſt nicht zweifelhaft. Die Emanzipation bringt notwendig Mann und Weib in das Verhältnis einer höheren und niederen Raſſe, denn der Mann iſt für den Kampf ums Daſein beſſer ausgerüſtet als das Weib, und das Ergebnis iſt, daß die letztere von der erſteren in eine ſchlimmere Abhängigkeit und Sklaverei gebracht wird als die iſt, aus welcher die Emanzipation das Weib befreien ſoll."

Ellen Key tadelt es als einſeitig in der Frauenbewegung der Gegenwart, daß jetzt die Allgemeinmenſchlichkeit der Frau auf Koſten des Inſtinktlebens, ihre ſoziale Arbeitspflicht auf Koſten des häuslichen Lebens, ihre Perſönlichkeit auf Koſten der Familie betont wird. Sie findet es begreiflich, daß bei der im Berufe arbeitenden Frau „ein ganzer Verzicht auf die Erotik leichter iſt als ein quälendes Vierteilen — wie die mittelalterliche Todesſtrafe genannt wurde — zwiſchen dem Berufe, dem Manne, dem Heim und den Kindern."

Die dichteriſche Charakteriſierung der von uns analyſierten zweiten Kategorie emanzipierter Frauen ſcheint uns in „Hedda Gabler" von Ibſen gegeben. Sie iſt das Weib ohne tieferes Geſchlechtsgefühl, die Verführerin, welche den Mann zu locken, zu reizen verſteht, ſelbſt aber innerlich kalt bleibt und jeder körperlichen Berührung mit ihm widerſtrebt. Auch Gerhart Hauptmann hat in Anna Mahr (in „Einſame Menſchen") einen ſolchen Typus der Frau ohne pulſierendes Geſchlechtsleben hingeſtellt, der in dem Verhältniſſe zum Manne die Rolle der Schweſter zum Bruder genügt. B. Björnſon, der nordiſche literariſche

Vertreter geschlechtlicher Reinheit, steht diesem negativen Verhalten der emanzipierten Frau sympathisch gegenüber, indem er in einem seiner Romane dem Gedanken Ausdruck gibt, daß die Vereinigung von Mann und Weib nicht die Bedingung der höchsten physischen und seelischen Wohlfahrt ist, daß eine bestimmte Aufgabe im Leben zu haben, etwas wollen, mehr oder weniger äußerliche Ablenkungen ebenso befriedigen können. Ja, er geht noch weiter und sagt: „Das Geschlechtliche ist nichts als Nebensache, ein unzüchtige Dichterphantasie; es gibt viele Freuden, erzieherische Freude, seelensorgerische Freude, studiererische Freude, die der weiblichen Natur viel natürlicher und angewachsener sind, als die ganz aufgeblasene Fiktion der Liebe."

Die modernen emanzipierten Frauen kennzeichnet Maupassant: „Eine neue Rasse von Frauen, durch ihre vernünftig hysterischen Nerven aufgeregt, von tausend widersprechenden Gelüsten bewegt, die nicht einmal dazu gelangen Wünsche zu werden, von allem enttäuscht, ohne von irgend etwas aus Mangel an Erlebnissen gekostet zu haben, ohne Feuer, ohne Hingebung, vereinen sie die Launen verwöhnter Kinder mit der Trockenheit alter Skeptiker."

VIII.

Schlußwort und Rückblick

Die Gegenwartsverhältnisse als günstiger Nährboden der ehelichen Untreue der Frau. — Ein sittlicher Umschwung durch den Krieg und seine Folgen, eine mächtige Weckung des Treusinnes zu erwarten.

Die Gegenwart bietet einen überaus günstigen Nährboden zum üppigen Emporwuchern der ehelichen Untreue. Der Keim zu dieser liegt in dem naturgewollten Geschlechtstriebe, dessen normale Entwicklung oder abnorme Gestaltung von der ursprünglichen Keimbeschaffenheit, von den bodenständigen Verhältnissen und von äußeren Einflüssen abhängt. Von den in diesen drei Momenten waltenden Energien wird bei der Frau die Lenkung des Triebes nach der seelischen Seite zur Liebe, Treue, Tugend, oder gegensätzlich nach der animalischen Richtung zur Sinnlichkeit, Leidenschaft, Untreue bewirkt.

Es sind hierbei zwei Mächte am Werke, die divergierend ihre Kraft entfalten: Die Erregungen des Geschlechtstriebes durch äußere und innere, die Sinne treffende Reize, und die Hemmungen desselben durch externe Hindernisse und interne Widerstände des Willens. Gelingt es nicht, das Gleichgewicht der beiderseitigen Kräfte zu erhalten, und erreicht die antreibende Reizgröße die Übermacht, dann ist das Ergebnis in der Ehe die geschlechtliche Untreue der Frau. Die Kraft des wie von Schicksalsgewalten beherrschten und bedrohten Geschlechtstriebes des Weibes ist keine stetige Größe, die man sicher in die Rechnung einstellen kann, sondern in Raum und Zeit vielfachen entscheidenden Schwankungen unterworfen.

Und so verläuft der Strom des weiblichen Geschlechtslebens nicht glatt und gleichmäßig im Gebiete der Ehe, wohl eingedämmt von den sorgsam aufgebauten Ufergrenzen der Sitte und des Gesetzes, sondern ist wechselndem Steigen und Fallen, Beschleunigung und Verlangsamung seiner Geschwindigkeit unterworfen, ja zuweilen wird er von Sturmesgewalt aufgepeitscht, reißt die ihm gesetzten Dämme nieder und überflutet sie, Verderben bringend.

Unsere Betrachtungen, vom biologischen und psychologischen Gesichtspunkte ausgehend, haben dargelegt, daß ursprünglich und naturgemäß der weibliche Geschlechtstrieb an Stärke und Tiefe, an Größe und Gewalt ein weit geringerer als der sexuelle Trieb des Mannes ist; daß beim Geschlechtstriebe des Weibes ferner die Komponente des Fortpflanzungstriebes vorherrschend über die der sexuellen Sinneslust waltet; daß in der Erotik der Frau der materielle fleischliche Vorgang sich durch die Empfindung der Liebe veredelt, vergeistigt, auf eine bestimmte Persönlichkeit hinlenkt und in dieser verankert.

Auf dem Wege von der Außenwelt durch die Sinne gelangen jedoch Reize zur Hirnrinde, welche, zu Vorstellungen umgestaltet, so überwältigend werden können, daß sie eine stärkere Betonung der geschlechtlichen Lustgefühle als in der Norm veranlassen, heftigere Dränge zum Genitale als im gewöhnlichen Verlaufe auslösen, und ungewohnte machtvolle Energien zur Geschlechtshandlung in Bewegung setzen. Diese rein materiellen Vorgänge können mit solcher Heftigkeit eintreten und die körperlichen Reflexaktionen mit derartiger Gewalt beherrschen, daß die der

Frau gegebenen physischen und psychischen Hemmungen nicht mehr den freien Willensimpulsen gehorchen, sondern versagen, und der ganze weibliche Organismus in den Dienst des animalischen Triebes gestellt wird. Finden sich dann die geschlechtlichen Affinitäten außerhalb des ehelichen Bandes, oder kommen besonders günstige Gelegenheiten auf diesem Gebiete zur Geltung — so kommt es, zuweilen erst nach längerem Präludieren in Abirrung der Phantasie und sinnlichen Kitzelspiele, zuweilen aber auch ganz plötzlich mit eruptiver Elementargewalt, zu dem fleischlichen Ehebruche.

Von den weckenden Reizen zur weiblichen Untreue ist der wichtigste die Persönlichkeit des fremden Mannes, welche der Frau zum Schicksale wird: Seine imponierende äußere Erscheinung, seine lockenden körperlichen Mannheitsattribute, seine Kraft und Festigkeit, seine physische Einwirkung auf das Auge, Ohr, Geruchsinn des Weibes, seine psychische Beeinflussung durch Macht des Geistes, der Wissenschaft, Kunst, schmeichelnde Konversation. Besonders wenn dazu bei der Frau noch die Reflexion der Gegensätzlichkeit zu der äußeren und inneren Individualität des eigenen Mannes tritt. Diese Empfindung des Kontrastes steigert sich leicht bei der sentimentalen, reizempfindsamen, „unverstandenen“ Frau zur Lockung einer wirklichen oder eingebildeten Wahlverwandtschaft mit dem werbenden Manne.

Andere Aufregungen zum Verführungsvorgange geben grobe sinnliche Reize durch gegenseitige körperliche Berührungen, durch die Tastnerven umschmeichelnde Be-

fühlungen, durch Anſchmiegung, Umarmung und Kuß bei ſich akkumulierenden Zuſammenkunftsgelegenheiten in einem günſtigen Milieu, wobei aber auch noch pſychiſche Reizmomente mitſpielen können, ſo die Befriedigung der weiblichen Eitelkeit, die Luſtbetonung der Abwechſlung im Sinnesgenuſſe, die Neugierde des Weibes nach dem Fremdartigen.

Die Hemmung oder Befriedigung dieſer Aufreizungen des Geſchlechtstriebes liegt vorwiegend auf dem Gebiete der Willenskraft, des energiſchen Vermögens der Negation von Luſtgefühlen, in angeborener oder anerzogener Empfindung von Schamhaftigkeit und Schüchternheit, in der aus tiefer Religioſität hervorgegangenen ſtrengen Sittlichkeit, in der ethiſchen Größe weiblicher Tugend, in dem Meiden jeglicher Gelegenheit zur Überrumpelung des geſchlechtlichen Sinnes, in Vertiefung des mütterlichen Gefühles und Bewußtſeins, in der Überzeugung von der Treue des eigenen Gatten, nicht zuletzt in der Furcht vor Mißachtung und Schande.

Die Frau der Gegenwart iſt durch das Herrſchen allgemeiner Aufklärung, durch die Verbreitung der naturwiſſenſchaftlichen Erkenntniſſe in allen Bevölkerungsſchichten aus ihrer Unmündigkeit der früheren Zeiten herausgetreten. Sie hat gelernt, ſich des eigenen Verſtandes, des ſelbſtändigen Urteiles zu bedienen, ſie hat den Mut gewonnen, mit den alten Begriffen von der unbedingten Herrſchaft des Mannes zu brechen und die Geltung ihrer eigenen Perſönlichkeit, die Freiheit ihres Ich zu fordern und

zu verteidigen. Die Berechtigung hierzu ist gegeben, jedoch nur innerhalb der Grenze von Rücksichten auf allgemeine Sittlichkeit, auf Hochhaltung des Begriffes der Ehe, auf Heiligkeit der Mutterpflichten, auf Zugehörigkeit zur Familie, zum Stamme, zum Staate.

Denn dieser unverkennbare und unantastbare Fortschritt im Frauenleben hat eine wesentliche Umwertung der weiblichen Moral in der Richtung nach freiheitlicher und selbständiger Betätigung auf dem Gebiete des Liebeslebens mit sich gebracht und läßt die Befürchtung aufkommen, daß die sittliche Bedeutung der Ehe immer mehr sinkt, daß der Ehebruch der Frau zu einer stetig häufigeren Begleiterscheinung der Emanzipation, zu einer sich immer mehr einlebenden Familien- und Volksunsitte wird.

Es wirken hierbei in der Gegenwart mehrere, diese sittliche Dekadenz begünstigende Momente mit: Der freiere Verkehr der beiden Geschlechter, welcher häufende Gelegenheit zu naher körperlicher Berührung von Mann und Weib bietet; die moderne Führung der Gesellschaft, welche den offenen sinnlichen Lockungen der ausladenden Geschlechtsattribute breiten Spielraum gewährt; die erotischen Antriebe in Bädern und auf Sportplätzen, wo an die allein, ohne Gatten anwesenden Frauen die flirtende Verführung leicht herantreten kann; die öffentlichen Schaustellungen und Theateraufführungen, welche zumeist auf Sinnenkitzel berechnet sind. Dazu die Abnahme des religiösen Empfindens, die freigeistig schillernde materielle

Richtung des Denkens, das gleichgültige Urteil der oberen Gesellschaftsschichten über sittliche Verfehlungen von Männern wie Frauen, ja die häufig genug zur Schau getragene öffentliche Bewunderung berühmter Ehebrecherinnen. Weiter die verfeinerte luxuriöse Lebensweise mit besonderer Pflege aller animalischen Triebe, der allenthalben sich kundgebende nervöse Drang nach Abwechslung und Sensationellem. Und endlich die von schwüler Erotik durchwehte neuzeitliche Romanliteratur, das bevorzugte In-den-Vordergrund-stellen des Themas der ehelichen Untreue in den dramatischen Vorführungen, die Hervorhebung der nackten weiblichen Reize durch die bildenden Künste.

Überall die Umstellung aller Probleme der Menschheitsentwicklung um die in den Mittelpunkt auf hohes Piedestal gesetzte Sexualität und geschlechtlichen Dränge, als ob es wirklich in der Welt der Vorstellungen und Begriffe nichts Wichtigeres gäbe als den fleischlichen Mischakt, nichts Entscheidenderes als die siegreiche Schönheit des Weibes, nichts Begehrenswerteres als geschlechtlichen Sinnesgenuß. Durch solche künstliche Aufstachelung der Lustgier wird ihre natürliche Befriedigung im engen Kreise der Ehe immer mehr in Frage gestellt, und die eheliche Untreue der Frau ist eine begreifliche Folge des Erliegens der ethischen Widerstandskräfte im Kampfe gegen das moderne Ausleben des Sinnlichen.

Am sichersten geborgen ist die Treue in einer Ehe, deren Frau den kultivierten Muttertypus bietet, in welchem der Fortpflanzungstrieb, die Sehnsucht nach Mütterlichkeit

die unbedingte Vorherrschaft über die Sinnesbrunst übt, und den sexuellen Reizen der Außenwelt die persönliche Willenskraft seelischer Liebe und weiblicher Tugend siegreich entgegengestellt wird. Hingegen fehlt der modernen emanzipierten Frau mit den Zeichen der physischen und moralischen Dekadenz nicht nur der ernste Wille zur Hemmung und Lenkung ihres Geschlechtstriebes, sondern auch das Verständnis für die Bedeutung der Gattentreue. Zwischen diesen beiden Typen der Ehefrauen unserer Zeit bewegen sich vielgestaltige Zwischenstufen weiblicher Lebensformen, deren Verhalten gegenüber der ehelichen Treue von komplizierter Einwirkung äußerer und innerer Motive abhängig ist.

Hoffen wir, daß der grundstürzende Einfluß des jetzigen Weltkrieges mit seiner völligen Umwertung allen materiellen Besitzes und mit seiner geistigen Erneuerung der idealen Güter auch einen günstigen Umschwung in der Gestaltung des ehelichen Verhältnisses von Mann und Weib herbeiführen wird. Daß speziell der Treusinn gesteigert, das Verantwortlichkeitsgefühl vertieft wird, daß die Ehegattin, geführt von dem anziehenden Beispiele des Gatten, in der Ehe die durch Liebe veredelte Befriedigung ihres Geschlechtstriebes, sowie der durch Kultur geforderten Gebärfreudigkeit und angeborenen Mütterlichkeit finde, daß die hohe Bedeutung der Tugend der Hausfrau für Familie und Staat nicht nur von ihr selbst erkannt, sondern auch von den Männern und von der Gesamtheit gewürdigt und eingeschätzt werde.

Der Weltdenker, Arzt und Naturforscher gelangt zur sicheren Erkenntnis, daß die wahre Kultur der Menschheit, der echte Fortschritt unseres Volkes, das reine Glück der Familie ihre Hauptstütze finden in der Treue des Weibes als Gattin und Mutter, in dem harmonischen Einklange der persönlichen Wahlfreiheit mit den sozialen und ethischen Pflichten der Frau. Und ewig wird das Empfinden fortleben, dem Schiller in den schönen Worten des Marquis Posa Ausdruck gibt:

Und etwas lebt noch in des Weibes Seele,
Das über allen Schein erhaben ist
Und über alle Lästerung — es heißt
Weibliche Tugend.

A. Marcus & E. Webers Verlag (Dr. jur. Albert Ahn) in Bonn.

Vom gleichen Verfasser erschien in unserem Verlage:

Die sexuelle Untreue der Frau

Zweiter Teil: Das feile Weib

Eine sozial-medizinische Studie

von

Universitätsprofessor Dr. E. Heinrich Kisch
k. k. Regierungsrat

Preis geheftet M. 5.40, gebunden M. 7.—
Mit Teuerungszuschlag geheftet M. 5.95 gebunden M. 7.70

Inhalt:

I. **Die Prostitution des feilen Weibes:** Begriffsbestimmung der Prostitution. — Das charakteristische Merkmal der Bezahlung und der stetigen Untreue. — Verschiedene Arten der Prostitution in alter und neuer Zeit. — Beziehungen von Ehe und Prostitution. — Strafrechtliche Bestimmungen gegen prostituierte Frauenzimmer.

II. **Die Prostitution als soziales Übel:** Die verschiedene Schichtung der Prostituierten. — Die Negation jeder Kontinuität zwischen Mann und Weib. — Mangel an Persönlichkeit und sittlicher Defekt. — Das aggressive Element und die Lügenhaftigkeit im Charakter der Prostituierten. — Die wachsende Verbreitung des Übels mit dem Fortschreiten der Zivilisation.

III. **Die Kausalität der Prostitution:** Dem gesteigerten weiblichen Geschlechtstriebe und sexuellen Variationsbedürfen entspringende Motive. — Veranlagung zum Dirnentum. — Die materielle Not als treibender Motor. — Nationalökonomische Begründung in der Berufsbeschäftigung des Weibes und Gelegenheitsursachen. — Alkoholgenuß als Förderer. — Verlassene Frauenzimmer der Prostitution verfallen. — Behinderung der Verheiratung durch äußere Verhältnisse. — Freie Liebe als Übergangsstadium der Prostitution. — Altruistische Motive.

IV. **Das „Verhältnis" der jungen Leute:** Die zeitlich eingeschränkte geschlechtliche Verbindung eines jungen Menschenpaares. — Die Befriedigung des seelischen Empfindens und leiblichen Bedürfens des Geschlechtstriebes außerhalb des Bandes der Ehe. — Die Pariser Grisette und das Wiener süße Mädel. — Das Probeheiraten auf dem Lande.

(Fortsetzung umstehend.)

V. **Mätreſſe und Konkubine:** Die Mätreſſe auf der oberſten Rangſtufe der Proſtitution. — Trägheit, Eitelkeit und Genußſucht als Motiv; hohe Anſprüche auf Geld, geſellſchaftliche Stellung und Einfluß als Attribute. — Die Mätreſſenwirtſchaft im Altertume, am Hofe der Könige von Frankreich ſowie deutſcher Fürſten im achtzehnten Jahrhundert und in der Gegenwart. — Das Kontingent der Schauſpielerinnen und Sängerinnen zu den Kurtiſanen. — Der bürgerliche Konkubinat. — Die Halbjungfrauen.

VI. **Die öffentliche und Straßendirne:** Das Dirnentum als Entmenſchung des Weibes und Entrechtung ſeines Körpers. — Charaktereigenſchaften der Dirne. — Die Streitfrage der Bekämpfung, ob durch Bordellinſtitution oder Abolition. — Das Bordellweſen in ſeinem Einfluſſe auf die öffentliche Geſundheit und Sittlichkeit. — Die Tendenz des Abolitionismus und die Einrichtungen in den großen Städten.

VII. **Rückblick und Schlußwort:** Verhütung und Bekämpfung der Proſtitution.

Der Verfaſſer zeichnet ſcharf die in der Gegenwart ſo überaus mächtige und verderbliche Erſcheinungsform des feilen Weibes und ſucht das Weſen der Proſtitution zu analyſieren, die Kauſalität dieſes geſchlechtlichen Verbrechens zu erforſchen und die Bekämpfung dieſes ſozialen Übels zu fördern.

Zeitſchrift für Sexualwiſſenſchaft

Internationales Zentralblatt für die Biologie, Pſychologie
∴ Pathologie und Soziologie des Sexuallebens ∴

begründet von

Prof. Dr. **A. Eulenburg** und Dr. **Iwan Bloch**
in Berlin in Berlin

Unter Mitarbeit von Fachgelehrten herausgegeben von

Dr. **Iwan Bloch**

Die in Monatsheften erſcheinende Zeitſchrift, die im April 1913 ihren 5. Jahrgang beginnt, hat ſich zur Aufgabe geſetzt, der Forſchung auf dem Gebiete der geſamten Sexualwiſſenſchaft in ſtreng wiſſenſchaftlicher Form zu dienen und dieſes Wiſſensgebiet als ein organiſches Ganzes in biologiſcher, pſychologiſcher, pathologiſcher und ſoziologiſcher Beziehung dem wiſſenſchaftlichen Verſtändnis allſeitig zu erſchließen.

Preis für den Jahrgang von 12 monatlich erſcheinenden Heften Mark 16.—

Die vollſtändig vorliegenden Bände I, II, III und IV ſind gebunden zum Preiſe von je **Mark 19.60** zu beziehen.

Ausführliche Proſpekte und Probehefte der Zeitſchrift, die am beſten über den Inhalt orientieren, liefern auf Wunſch alle Buchhandlungen u. der Verlag, die auch Abonnements entgegennehmen.

A. Marcus & E. Webers Verlag (Dr. jur. Albert Ahn) **in Bonn.**

Soeben begann zu erscheinen:

Abhandlungen aus dem Gebiete der Sexualforschung

Herausgegeben im Auftrage der

Gesellschaft für Sexualforschung

von

Prof. Dr. **Broman** (Lund) — Prof. Dr. **M. Dessoir** (Berlin) — Wirkl. Geheimrat Prof. Dr. **Erb** (Heidelberg) — Prof. Dr. **P. Fahibeck** (Lund) — Prof. Dr. **Heymans** (Groningen) — Minister a. D. Dr. **van Houten** (Haag) — Geh. Med.-Rat Prof. Dr. **Jadassohn** (Breslau) — Hofrat Prof. Dr. **L. v. Liebermann** (Budapest) — Geh. Hofrat Prof. Dr. **K. v. Lilienthal** (Heidelberg) — Geh. Justizrat Prof. Dr. **F. v. Liszt** (Berlin) — Dr. **Max Marcuse** (Berlin) — Geh. Justizrat Prof. Dr. **W. Mittermaier** (Gießen) — Geh. Sanitätsrat Dr. **Albert Moll** (Berlin) — Prof. Dr. **W. Ref** (St. Gallen) — Dr. **Placzek** (Berlin) — Geheimrat Prof. Dr. **Seeberg** (Berlin) — Geh. Med.-Rat Prof. Dr. **Sellheim** (Halle) — Prof. Dr. **Steinach** (Wien) — Prof. Dr. **S. R. Steinmetz** (Amsterdam) — Prof. Dr. **J. Tandler** (Wien) — Prof. Dr. **A. Vierkandt** (Berlin) — Prof. Dr. **L. v. Wiese** (Cöln)

Redigiert von

Dr. Max Marcuse, Berlin

Die **„Abhandlungen aus dem Gebiete der Sexualforschung"** wollen eine Sammlung der gründlichsten und ertragreichsten Arbeiten über alle Fragen des Geschlechtslebens und seiner Beziehungen zu Kultur, Gesellschaft und Rasse **streng wissenschaftlichen Wertes und Charakters** werden. In Einzeldarstellungen und Untersuchungen von **Fachgelehrten aller Fakultäten und Methoden** werden die „Abhandlungen" im Laufe der Zeit die gesamte **natur- und gesteswissenschaftliche Sexuologie** widerspiegeln. Wir werden auf eine einigermaßen abwechslungsreiche Folge medizinischer und juristischer, volks- und völkerkundiger, historischer und biologischer, volkswirtschaftlicher und statistischer Beiträge Bedacht nehmen, um das Interesse weiter Kreise gleichmäßig zu gewinnen und um der Auffassung gewissermaßen programmatischen Ausdruck zu geben, daß die **Sexualforschung** das gemeinsame Gebiet sämtlicher Wissenschaften darstellt, auf dem **keine von ihnen Vorrechte** genießen soll. Gegen diesen Grund-

(Fortsetzung umstehend.)

satz ist bislang vielfach verstoßen worden, wodurch in der Behandlung und Auffassung der wissenschaftlichen Sexual-Probleme eine gewisse Einseitigkeit verschuldet wurde. Dieses Übel, unter dem die Lehrenden wie die Lernenden zu leiden hatten, zu beseitigen, will die Sammlung sich besondes angelegen sein lassen. Ihre Herausgabe geschieht im **Auftrage der Gesellschaft für Sexualforschung.** In Übereinstimmung mit ihren Aufgaben und Zielen stellt sie sich grundsätzlich **nicht in den Dienst der Praxis, sondern der Wissenschaft.** Die Sexual**forschung** will sie pflegen und befruchten, mit keinem anderen Zwecke als den der **Wahrheitsfindung,** der unbefangenen, vorurteilsfreien Herbeischaffung des **theoretischen** Rüstzeuges und der **wissenschaftlichen** Fundamente für alle praktische Sexualpolitik.

Die „Abhandlungen aus dem Gebiete der Sexualforschung" erscheinen in einzelnen Heften, deren Gesamtumfang innerhalb eines Jahrganges (Bandes) etwa 20 Druckbogen betragen wird. **Die Mitglieder der Gesellschaft für Sexualforschung, die Abonnenten der Zeitschrift für Sexualwissenschaft, sowie die Subskribenten eines Jahrgangs (April bis März)** erhalten die „Abhandlungen" zu einem um 25% ermäßigten Vorzugspreise.

Als Heft 1 erschien soeben:

Wandlungen des Fortpflanzungs-Gedankens und -Willens

von Dr. **Max Marcuse** in Berlin

Einzelpreis: Mark 5.20, Vorzugspreis: Mark 3.90

Als weitere Hefte werden erscheinen:

Privatdoz. Dr. **Ernst Schultze, Die Prostitution der gelben Völker.**

Dr. **Paul Winge, Der menschliche Gonochorismus und die historische Wissenschaft.**

Dr. **Adolf Kickh, Beiträge zum Zahlenverhältnis der Geschlechter.** — Dr. **R. E. May, Der Frauenüberschuß nach Konfessionen.**

Adolf Gerson, Die Scham. Beiträge zur Physiologie, Psychologie und Soziologie des Schamgefühls.

Geh. Sanitätsrat Dr. **Albert Moll, Behandlung der Homosexualität: chemisch oder psychisch?**

Numa Praetorius, Das Liebesleben Ludwigs XIII.

A. Marcus & E. Webers Verlag (Dr. jur. Albert Ahn) in Bonn.

Freundschaft und Sexualität

Von Dr. Placzek
Nervenarzt in Berlin

Dritte, wieder vermehrte Auflage

Preis M. 2.—, mit Teuerungszuschlag M. 2.20

Auszüge aus Besprechungen der 2. Auflage:

Verfasser ist kein Anhänger der Freudschen Lehren, wie man nach der Überschrift des Büchleins vermuten könnte, im Gegenteil, er wendet sich wiederholt ziemlich entschieden gegen deren Anwendung, insbesondere auf die Freundschaft zwischen Personen desselben Geschlechts. . . . **Wiener medizinische Wochenschrift, 1917, Nr. 10.**

Die sehr interessante Abhandlung sucht die Grenze zu ziehen zwischen der Freundschaft und gewissen pathologischen Wirrungen. Eine solche Arbeit wird notwendig durch die Übertreibung von Forschungsergebnissen einiger Seelenärzte. . . . Die kleine Arbeit ist durch die Tiefgründigkeit und Genauigkeit ihrer Entscheidung von unschätzbarem Wert. **Tägliche Rundschau, Berlin 1916, 20. Dez.**

Zu den interessantesten Problemen unter den mannigfachen Rätseln des menschlichen Lebens zählen zweifellos die Wechselbeziehungen von Freundschaft und Sexualität. Wie diese Beziehungen, bald bewußt, bald unbewußt, miteinander sich verketten und täuschend decken, wie sie sich anscheinend untrennbar miteinander verschmelzen können, zeigt der bekannte Verfasser in obiger Broschüre. **Die Woche, 1916, H. 48.**

. . . Inhaltlich wesentlich verändert und erweitert, äußerlich klar und anschaulich gegliedert, erscheint sie jetzt und wird sicherlich gleich ihrer bescheideneren Vorgängerin all derer Interesse wecken, die immer noch im Menschen und seiner seelischen Artung das lockendste Studienobjekt finden. **Königsberger Hartungsche Ztg., 1917, 17. Nov.**

. . . da ist es ein wirkliches Verdienst, wenn eine Autorität auf diesem Gebiet den Versuch macht, dieses Problem einmal wissenschaftlich zu erörtern und nachzuweisen, wieviel bei überschwenglichen oder gar verfänglichen Freundschaftsbeteuerungen der Zeitmode auf die Rechnung zu schreiben ist. Interessant sind in dieser Hinsicht Placzeks Auszüge aus alten Stammbüchern. **Büchermarkt, 1916, Nr. 12, S. 19.**

Das wichtigste Kapitel in der sehr gründlichen Arbeit behandelt „die Freundschaft und das Geschlechtsleben", und zwar in den Unterabteilungen: Männerfreundschaft, Frauenfreundschaft, Mannweibliche Freundschaft, Freundschaft und Ehe, während eine spezielle Beurteilung der neuerlich auch von dem Gesichtspunkt der Sexualität häufig angegriffenen Wandervogelbewegung gewidmet ist. . . .
Archiv für Kriminologie, 1916, Bd. 67, H. 3, S. 235.

. . . Man muß dem Verfasser dankbar sein, daß er durch Aufrollung des Freundschaftsproblems zeigt, wohin einseitige Denkweise, die sich in wissenschaftliches Gewand kleidet, zum Schaden der gesamten Sexualwissenschaft führen kann.
Wolfenbütteler Kreisblatt, 16. Januar 1917.

A. Marcus & E. Webers Verlag (Dr. jur. Albert Ahn) in Bonn.

Moralität und Sexualität

Sexualethische Streifzüge im Gebiete der neueren Philosophie und Ethik

Von

Prof. Dr. Albert Eulenburg
Geh. Med.-Rat in Berlin

Preis geheftet M. 3.50, gebunden M. 4.50
Mit Teuerungszuschlag geheftet M. 4.25, gebunden M. 5.45

Auszüge aus Besprechungen:

Eulenburg, dem wir schon so manche wertvolle Arbeit über Sondergebiete des Sexualismus verdanken, hat eine fesselnde und in mehr als einer Hinsicht lehrreiche Untersuchung über die Stellung der modernen Philosophie zu dem wechselseitigen Verhältnis der Moralität und Sexualität veröffentlicht. Wir durchschreiten mit dem Verfasser, der überall in kritischen Anmerkungen zu den einzelnen Systemen Stellung nimmt, den Zickzackweg, den die Philosophie von der engherzigen und vielfach einseitigen Theorie Kants ab über Fichte, Schleiermacher, Schopenhauer, Lotze, v. Hartmann und andere ältere Denker zu Nietzsche, Wundt und den allerneuesten Vertretern der sozialen Philosophie und Ethik zurückgelegt hat. Es gibt keine eindrucksvollere Methode, den gewaltigen Wandel der Anschauungen, wie er sich in kaum mehr als einem Jahrhundert in den Köpfen unserer führenden Denker vollzogen hat, dem Leser zum Bewußtsein zu bringen, als die von Eulenburg gewählte; sie darf bei der Bedeutung des behandelten Gegenstandes daher das Interesse jedes Gebildeten für sich in Anspruch nehmen.

Kölnische Zeitung, 21. Januar 1917.

Eulenburg geht auch an den jüngsten, von dem Weltkrieg begünstigten Bestrebungen im Sinne einer energischen positiven Bevölkerungspolitik und Eugenik nicht vorbei. Soweit Eulenburg eigene Ansichten durchblicken läßt, erweist sich sein Standpunkt als durchaus vorurteilsfrei, durch politische, soziale oder religiöse Engherzigkeit unbeeinflußt.

Allgemeine medizinische Zentralzeitung, 1917, Nr. 47, S. 188.

An dieser Stelle sei nur auf die Schrift selbst, die die vollste Aufmerksamkeit der für diese Gebiete sich interessierenden Forscher beansprucht, nachdrücklich hingewiesen.

Archiv für Kriminologie, Bd. 67, H. 4, S. 308.

Das Buch bietet vor allem dem Ethiker einen wertvollen und großzügigen Überblick über die Bedeutung und Wandlung der sexual-ethischen Anschauungen . . .

Büchermarkt, 1916, Nr. 12 S. 19.

. . . Für die ganze Reformbewegung der Neuzeit hat diese Studie Bedeutung.

Literarischer Jahresbericht des Dürerbundes, 1916, S. 131.

A. Marcus & E. Webers Verlag (Dr. jur. Albert Ahn) in Bonn.

Die moderne Behandlung der Gonorrhöe beim Manne

Von Prof. Dr. Asch in Straßburg (Els.)

Mit 25 Abbildungen im Text. — Preis geh. M. 2.60, geb. M. 3.20
Mit Teuerungszuschlag „ „ 3.15, „ „ 3.85

Münchener medizinische Wochenschrift 1914: . . . Die angenehme Art der Darstellung und die besondere Berücksichtigung gerade der neuesten Behandlungsmethoden werden dem kleinen Leitfaden sicherlich unter den Praktikern Eingang verschaffen.

Deutsche medizinische Wochenschrift 1914: . . . Das Buch enthält dadurch ein subjektives Gepräge mit eigener Note und gibt dem Praktiker in kurzer gedrängter Form eine gute Übersicht über die moderne Tripperbehandlung.

Die Behandlung der Haut- und Geschlechtskrankheiten

Von Prof. Dr. Erich Hoffmann
Direktor der Hautklinik in Bonn

Preis geheftet M. 3.60, gebunden M. 5.—
Mit Teuerungszuschlag geheftet M. 3.95, gebunden M. 5.50

Auszüge aus Besprechungen:

Diese kurze, aber inhaltsreiche Übersicht wird nicht nur bei Studierenden, für die sie ursprünglich bestimmt ist, sondern auch bei praktischen Ärzten und Fachärzten Interesse erregen .... Jedenfalls ist der therapeutische Wegweiser als ein wertvoller Führer durch das Labyrinth der schwierigen Behandlungsmethoden unseres Faches zu betrachten.

Deutsche medizinische Wochenschrift.

Diese als kleines Taschenbuch gesondert erschienene Abhandlung über die Behandlung der Haut- und Geschlechtskrankheiten ist für den praktischen Arzt wie insbesondere auch für den Spezialarzt ein ausgezeichnetes, übersichtliches, kurzes Nachschlagebuch über alle therapeutischen Fragen aus dem Gebiete des Dermatologen. Für den weniger Geübten ist es doppelt wertvoll durch die beigefügten kurzen diagnostischen und differentialdiagnostischen Angaben .... Bei dem Gebiet der Geschlechtskrankheiten sind für den weniger erfahrenen Praktiker auch wiederum die technischen Ausführungen besonders wertvoll, bei der Gonorrhöe über Einspritzungen, Spülungen u. a.; bei Lues über die Methoden der Hg.-Inunktionen und -Injektionen sowie über die Herstellung der Salvarsanlösungen u. a.

Dermatologische Zeitschrift.

A. Marcus & E. Webers Verlag (Dr. jur. Albert Ahn) **in Bonn.**

Soeben erschien:

Sexualpathologie

Ein Lehrbuch für Ärzte und Studierende

Von Dr. **Magnus Hirschfeld** in Berlin

Zweiter Teil:

Sexuelle Zwischenstufen

Das männliche Weib und der weibliche Mann

Mit 20 Photographien auf 7 Tafeln

Preis geh. M 14.—, mit Teuerungszuschlag M. 15.40
geb. M. 16.—, mit Teuerungszuschlag M. 17.60

Inhalt:

Hermaphroditismus, Androgynie, Transvestitismus, Homosexualität und Metatropismus

---

Im Jahre 1917 erschien:

Erster Teil:

Geschlechtliche Entwicklungsstörungen

mit besonderer Berücksichtigung der Onanie

Mit 14 Tafeln, einem Textbild und einer Kurve

Preis geh. M. 8.40, mit Teuerungszuschlag M. 9.25
geb. M. 10.—, mit Teuerungszuschlag M. 11.—

Inhalt:

Der Geschlechtsdrüsenausfall, Der Infantilismus, Die Frühreife, Sexualkrisen, Die Onanie und Der Automonosexualismus

Auszüge aus Besprechungen über den 1. Teil:

Frankfurter Ärzte-Correspondenz 1916/17, Nr. 20, S. 116: . . . Eine systematische Bearbeitung der sexuellen Störungen unter Berücksichtigung dieser neugefundenen Tatsachen hat bis jetzt gefehlt, und diese Lücke wird durch Hirschfelds Buch ausgefüllt . . . . Dabei schöpft der Verfasser aus dem reichen Born seiner langjährigen praktischen Beschäftigung auf diesem Sondergebiete der Medizin, so daß er seine Ausführungen fast durchweg mit lehrreichen Fällen seiner eigenen Erfahrung belegen kann.

Reichs-Medizinalanzeiger: Das Werk bringt eine notwendige Ergänzung unserer modernen Wissenschaft, nicht allein der medizinischen, sondern auch juristischen und pädagogischen. Es kann sein Studium nur empfohlen werden.

A. Marcus & E. Webers Verlag (Dr. jur. Albert Ahn) **in Bonn.**

Soeben erschien:

Der Muskelrheumatismus
(Myalgie)

auf Grund **eigener** Beobachtungen und Untersuchungen
gemeinverständlich dargestellt von

Prof. Dr. Adolf Schmidt

Geh. Med.-Rat, Direktor der mediz. Universitäts-Klinik in Bonn

Mit 14 Abbildungen im Text und auf 9 Tafeln

Preis: geh. M. 6.60, mit Teuerungszuschlag M. 7.25
geb. M. 8,20, mit Teuerungszuschlag M. 9.—

Der bekannte Verfasser, eine Autorität auf medizinischem Gebiete, hat sich entschlossen, seine Beobachtungen und Untersuchungen, die zwar den Charakter einer wissenschaftlichen Abhandlung nicht verleugnen können, **allgemeinverständlich** darzustellen, so daß sie **auch von dem gebildeten Laien gelesen und verstanden** werden können. Zweifellos wird das Buch allen mit diesem Leiden behafteten Patienten zum Nutzen gereichen.

Kurzer
Leitfaden der Psychiatrie

Für Studierende und Ärzte

Von

Dr. Ph. Jolly

Assistenten an der Psychiatrischen und Nervenklinik (Geh.-Rat Prof. Anton)
in Halle a. S.

Preis: geh. M. 4.—, mit Teuerungszuschlag M. 4.85
geb. M. 4.80, mit Teuerungszuschlag M. 5.85

Ein Schüler der Kieler Klinik (Siemerling) und der Hallenser Klinik (Anton) schreibt hier einen Leitfaden, der Vielseitigkeit des Inhaltes mit einer überraschenden Kürze vereinigt. Allgemeine Psychiatrie, Historisches, forensische Psychiatrie nach reichsdeutschem Gesetzestext und spezielle Psychiatrie auf dem Boden eines mittleren Standpunktes unter Berücksichtigung der allgemein anerkannten Tatsachen füllen das Büchlein, in welchem namentlich der Studierende rasch und leicht sich orientieren wird.

Wiener klinische Wochenschrift.

A. Marcus & E. Webers Verlag (Dr. jur. Albert Ahn) **in Bonn**

Lehrbuch der forenſiſchen Pſychiatrie

Von Prof. Dr. A. H. Hübner
Oberarzt der Pſychiatriſchen und Nervenklinik in Bonn

Preis broſch. M. 26.—, geb. M. 28.—
Mit Teuerungszuſchlag „ „ 31.45, „ „ 33.90

Nicht bloß die Mediziner im allgemeinen und die Pſychiater insbeſondere, ſondern auch die Juriſten — Richter ſowohl wie Staatsanwälte und Rechtsanwälte —, ferner auch Verwaltungsbeamte und namentlich auch Leiter von Heilanſtalten, Vorſteher von Strafanſtalten, ſowie überhaupt alle, die an der Erkenntnis und Feſtſtellung von Geiſteskrankheiten ein Intereſſe haben, werden aus dem geiſtvollen, ungemein inhaltsreichen Werke Belehrung und für ihre Praxis dauernden Nutzen ſchürfen. Wirkl. Geh. Kriegsrat Dr. jur. Romen.

Die Anſchaffung des Buches kann dem Gerichtsarzt ebenſo wie dem Pſychiater warm empfohlen werden. Geh. Med.-Rat Prof. Puppe-Königsberg i. Pr.

Zeitſchrift für Pſychiatrie: . . . Das Hübnerſche Buch bringt trotz ſeiner Stärke nur Notwendiges und Wiſſenswertes und dies in klarer und verſtändlicher Form. Die illuſtrierenden Beiſpiele aus der Praxis ſind knapp, kurz und treffend, die Geſetzesparagraphen und ihre Erläuterungen recht vollſtändig.

Berliner klin. Wochenſchrift vom 20. April 1914: . . . In der Tat dürfte es kaum eine einzige Rechtsfrage an den Pſychiater geben, die das Hübnerſche Buch nicht beantwortet . . . Ein erſchöpfendes Namen- und Sachregiſter ſchließen das Hübnerſche Buch, dem Referent den wohlverdienten Erfolg herzlich wünſcht. Das Buch iſt ein treffliches Nachſchlagebuch auch für den erfahrenen Sachverſtändigen, und kann zugleich für das ſchwierige Gebiet der forenſiſchen Pſychiatrie auf das beſte vorbereiten.

Archiv für Pſychiatrie: . . . Das reiche Material, welches dem Verfaſſer zur Verfügung geſtanden hat, iſt geſchickt verwendet worden. Die Darſtellung erfreut durch Klarheit und Prägnanz. Das Lehrbuch in ſeiner Vollſtändigkeit bildet einen guten Ratgeber für alle in das Bereich der forenſiſchen Pſychiatrie fallenden Fragen.

Ärztliche Sachverſtändigen-Zeitung Nr. 8 vom 15. April 1914: . . . Im Rahmen einer Beſprechung laſſen ſich die Einzelheiten eines ſo groß angelegten Buches nicht würdigen. Mögen vorſtehende Angaben und Beiſpiele genügen, um zu zeigen, wie umfaſſend und doch wieder mit welcher ſelbſtändigen Vertiefung in wichtige Einzelheiten Hübner ſein Werk ausgeſtaltet hat, dem ein bedeutender Erfolg vorausgeſagt werden kann.

Date Due

Library Bureau Cat. no. 1137

THE HECKMAN BINDERY
N. MANCHESTER, INDIANA

HQ73
.K6
pt.1

[redacted]

[redacted]

HQ73
.K6
v.1

Kisch,E.H.

Die sexuelle untreue

[redacted]

Digitized by Google

ALF Collections Vault
3 0000 113 515 690